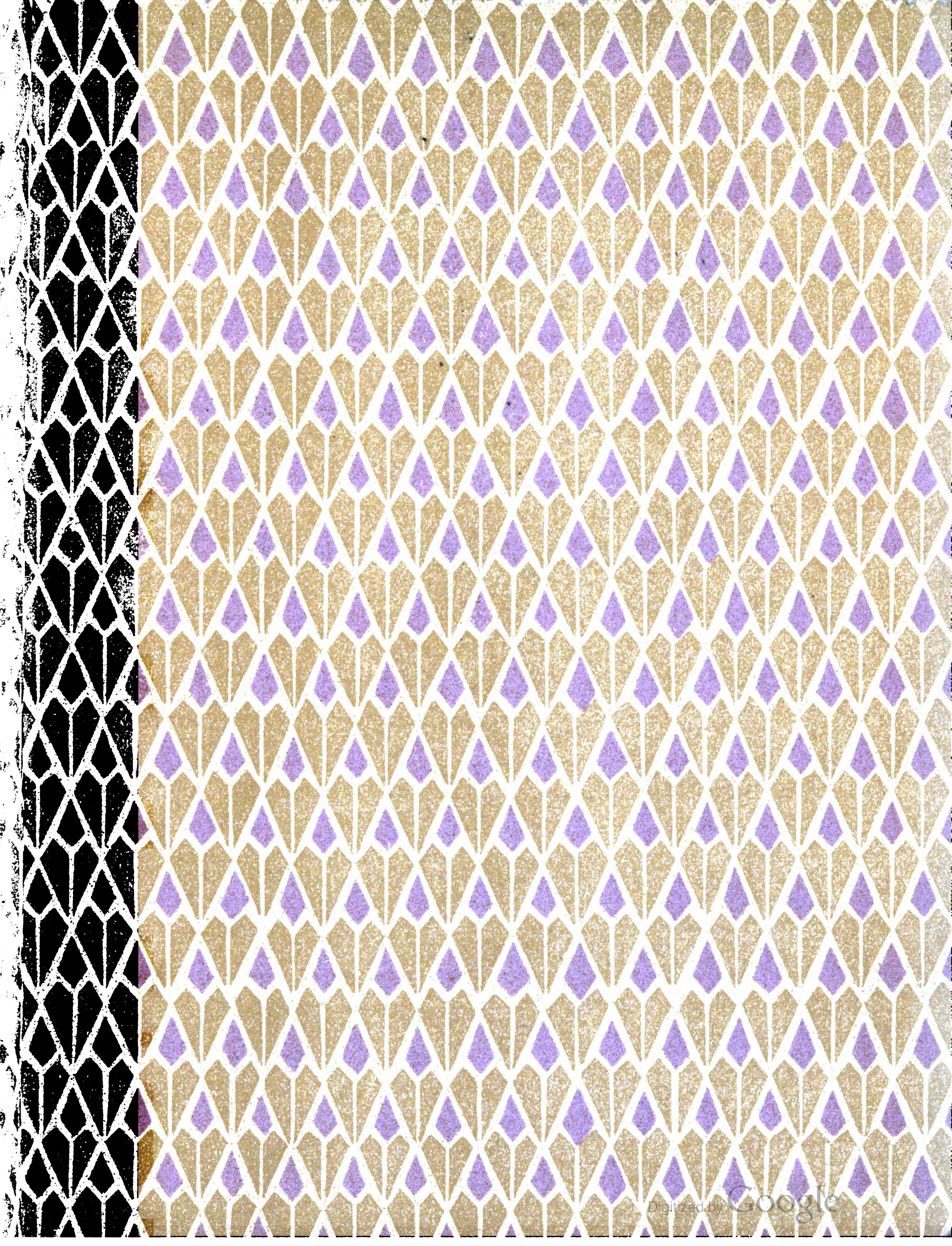
Neue Balladen u. Lieder




ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG
SIGILLVM
ECCLESIAE
VE RI
TAS



Neue Balladen und Lieder

November
1907

Von Lulu von Strauß und Torney erschien im gleichen Verlage:

Bauernstolz. Dorfgeschichten aus dem Weserlande.

Ihres Vaters Tochter. Roman.

Der Hof am Brink. Das Meerminneke. Zwei Geschichten.

Lucifer. Roman.

Neue Balladen und Lieder

von

Lulu von Strauss und Torney



Egon Fleischel & Co. Berlin

Balladen.

Die Nonne.

Grau sind meine Haare,
Meine Augen werden trüb und blind,
An die sechzig Mal im Gang der Jahre
Wieg ich schon das liebe Jesuskind.

Vor der heilgen Krippen
Brennen alle Lichter am Altar,
Wieder singen meine müden Lippen,
Singen heute wie in jedem Jahr:

Puer natus in Bethlehem, eia!
Unde gaudet Jerusalem, eia!
Schlaf, mein liebes Kindelein!

Welk und lose liegen
Meine Finger an dem Wiegenband,
Wenn die jungen Laienschwestern wiegen,
Fliegt die Wiege unter ihrer Hand.

6

Puer natus in Bethlehem, eia!
Unde gaudet Jerusalem, eia!
Schlaf, mein liebes Kindelein!

Hertje von Horsbüll.

Hertje von Horsbüll lachte und klomm vom Deich an den Strand,
Hertje von Horsbüll reckte den Arm über See und Sand,
Ihres Haares graue Strähnen zerrte der nasse West,
Ihre nackten Füße wurden von fliegendem Schaum genäßt.

„Es geht um des Strandes Harden ein starker güldener Ring,
Ihr kooget und ihr deichet, wo weiland der Schiffskiel ging,
Aber wehe über die Marschen, weh über Sand und Strand,
Es weint da unter dem Deiche, der Ring hat nicht Bestand!

Sie sagen, die Deiche feste unschuldigen Blutes Macht,
Mein Knabe spielte im Kooge, er kam nicht heim zur Nacht!
Sie sagen, es sind die Möwen, die Möwen schreien im Wind,
Aber ich weiß, da unten weint Hertje von Horsbülls Kind!

Es steht im Kooge zu Gröde der Weizen sommergrün,
Es springt ein schwarzes Fohlen über die Weiden hin,
Aber die Saaten sollen keine Sichel sehn,
Und es wird das schwarze Fohlen nicht unter dem Sattel gehn!

Sie segnen in dreißig Kirchen den heiligen Gotteswein,
Zu Lindholm stand die erste, die soll auch die letzte sein,
Es wird ein Tag des Todes über den Marschen graun,
Dreimal wehe den Augen, die seine Schrecken schaun.

Dann wird den Vater rufen seines jüngsten Kindes Schrei,
Doch die salze See wird kommen und fressen die andern drei!
Es werden Knecht und Bauer fliehn auf des Hofes First,
Doch die salze See wird kommen, daß Wurt und Mauer birst!

Es wird eine Sonne steigen, ihr Schein ist gelb und bleich,
Und geht sie wieder zur Küste, sie sieht nicht Strand noch Deich,
Es wird in hundert Jahren der Schiffer fahren zu Land
Und wird zum Steuermann sagen: Hüt dich vor Holmer
Sand!"

Hertje von Horsbüll lachte und klomm zum Deich empor,
Sie kniete auf nasser Erde, sie beugte ihr horchend Ohr
Hertje von Horsbüll ballte zur Faust die starre Hand:
„Es weint da unter dem Deiche! weh über Marsch und
Strand!"

Die Jungfer von Haarlem.

1.

Wunderlich Strandgut hat über Nacht
Uns die See vor die Tür gebracht!
Wie es sich windet, schlüpfrig und kalt,
Um bunte Muscheln die Hand gekrallt,
Tang in den Haaren, Schuppen am Leib, —
Gott steh uns bei! Ist das Fisch oder Weib?"

Pieter, der Graukopf, kraut sich den Bart:
„Beides und keines. Ich kenne die Art!
Die stummen Fische da unten wissen
Von manchem, den sie hinuntergerissen,
Sie rufen die Bö, sie kentern das Bot —"

„Teufelszeug! Wir schlagen es tot!"

„Nee, Jan. Wir lassen es lieber laufen!
Werft es ins Wasser, es wird nicht ersaufen!"

Der Junge lacht: „Ich will euch was sagen:
Wir wollen das Ding nach Haarlem tragen,

Da mögen sies füttern oder verbrennen
Oder ihm christlich die Taufe gönnen!
Pieter, faß an!"

Sie wehrte sich nicht.
Nur ihre Augen, die glasig grünen,
Blinkten grell in dem weißen Gesicht,
Wie sie noch einmal im Wind der Dünen
Zurück sich wandte und lauschte, lauschte,
Wie träg am Strande die Ebbe rauschte . . .

2.

Das Kindervolk, das da lärmt und lacht
Vor den dunklen Häusern entlang der Gracht,
Das stockt im Spiel, wenn am Jungfernstift
Der tanzende Ball die Mauer trifft,
Und rennt und duckt sich und späht verstört:
„Ob sie uns holt? Und ob sies gehört?"

Die einst hier gespielt an der breiten Gracht,
Ihre Väter, habens wie sie gemacht,
Sie spähten auch mit verstohlnem Schauer
Zum schmalen Fenster in dunkler Mauer.

II

Und die da drinnen im dumpfen Gelaß
Jahre um Jahre am Spinnrad saß,
Die hörte nicht damals und hört nicht heute
Auf Kinderlärmen und Raunen der Leute. —
Vom Haarlemer Rat die hochweisen Herrn,
Die schütteln den Kopf, die hörens nicht gern,
Wenn einer das störrige Beichtkind nennt,
Das nicht Priester leidet noch Taufsakrament.
Die frommen Beghinen im Jungfernhaus
Stecken die weißen Hauben zusammen,
Lästern und flüstern, spähn und verdammen,
Und spüren seltsame Dinge aus:

Sie schlägt kein Kreuz, und sie beugt kein Knie,
Das geweihte Wasser berührt sie nie!
Sie sitzt am Fenster und schweigt und spinnt,
Schöner als sie kein Haarlemer Kind,
Glatter als ihres kein Mädchengesicht, —
Und ein halbes Jahrhundert furchte es nicht!
Ihre Hände sind kühl und blaß und schön,
Ihre Füße, die hat noch kein Auge gesehn!
Wenn ihre Kleider am Boden schleifen,
Blinkt auf den Fliesen ein feuchter Streifen!

Eine Muschel hält sie im Spind versteckt.
Scharlach und silbern geflammt und gefleckt,
Wie sie mit anderen Wunderdingen
Die Indienfahrer nach Hause bringen,
Die legt sie, wenn keiner es sieht, ans Ohr,
Die singt ihr heimliche Worte vor!

Wenn die Gärten Haarlems in Blüte stehn,
Und die Tulpen wie farbige Flammen wehn,
Und der Wind, der über die Mauern springt,
Hyazinthenduft in die Höfe bringt,
Wenn das Linnen bleicht an der Sonne Schein,
Und die frommen Schwestern zu drein und vieren
Auf grünen Bleichen am Fluße spazieren, —
Sie schließt und riegelt sich dreimal ein!

Aber spät im Herbst, wenn der Regen fegt,
Und der Sturm die Ziegel vom Dache schlägt,
Wenn auf die Gassen die Dämmrung fiel,
Dann huscht im Hause auf Gang und Treppen
Ein heimlich Tappen, ein raschelnd Schleppen
Zu den Speicherluken im Dachgestühl.
Da lacht sie gellend, wenns droben braust,
Und die nassen Strähnen der Sturm ihr zaust,

Sie streckt die Arme mit schrillem Schrei,
Wenn die großen Möwen vorüberstreifen,
Und das wilde Gevögel schießt herbei,
Und läßt von ihr sich mit Händen greifen!
So treibt sies Wochen und hat nicht Ruh, —
Das geht nicht mit richtigen Dingen zu!

Die frommen Beghinen im Jungfernstift
Schütteln die Hauben, seufzen verstohlen,
Wenn eine Schwester die andre trifft,
Und tappen weiter auf schlürfenden Sohlen.
Und um die die Zungen geschäftig sind,
Die hört kein Flüstern, die sitzt und spinnt
Hinter der Türe eichenen Bohlen, —
Schöner als sie kein Haarlemer Kind!

3.

Und einmal um Allerheiligentag,
Als der Wolken Saum auf der Erde lag,
Der Flugsand stob vor dem Sturm wie Schnee,
Der Schiffer sprach „Gott segne den Strand",
Und salzig ging auf Meilen ins Land
Der Atem der zornigen Zuidersee, —

Da stieg in der Nacht, als Haarlem schlief,
Das schwarze Wasser in Gracht und Sielen,
Das war ein Spülen, ein heimlich Wühlen,
Und unter den Mauern nagte es tief.
Und draußen sprang mit schäumigem Kamm
Das Haarlemer Meer auf den Uferdamm.
Nach dem Wässerchen, das im grünlichen Kleide
Hinfloh mit eiligem Wellengekraus,
Streckte es weit über Wiese und Weide
Die nassen, gierigen Arme aus,
Und hetzte ihm nach und holte es ein,
Und drängte mit ihm nach Haarlem herein.

Grau kroch im Osten der Tag herauf,
Da lief ein Schrei gassenab und auf,
Und das schlafende Haarlem ward jählings wach:
„Der Spaarne steigt, und die Schleuse brach!"

Aus grauen Wolken ein rieselndes Tropfen,
An Tür und Mauer ein plätscherndes Klopfen,
Nicht Meß noch Amt in Sankt Bavo heut,
Von Sankt Marien kein Frühgeläut,
Denn wo gestern Priester und Meßner ging,
Schwillt heute tanzender Wasser Ring.

Wo die Kinder spielten in breiten Straßen,
Da schiffen treibende Balken her,
Und silberschuppig durch Platz und Gassen
Schießen die Fische vom Haarlemer Meer.

Die frommen Beghinen im Jungfernhaus
Rennen und flüchten türein, türaus,
Wo ihre Röcke am Boden schleifen,
Blinkt auf den Fliesen ein feuchter Streifen.
Gurgelnd quillt es unter den Schwellen,
Über die Gänge spielen die Wellen,
Laufen und pochen an jede Tür,
Flüstern und suchen: ist sie nicht hier?

Scheu wie ein Schwarm verscheuchter Tauben
Flattern die weißen Beghinenhauben!
Frau Mutter, die würdige, steht und zählt:
Siebzehn Hauben, — doch eine fehlt!
Gott steh uns bei: Von der Mauer Rand
Ein schlaffes, flatterndes Nonnengewand!
Die Scheiben zerbrochen! Die Kammer leer!

Sie schlugen ein Kreuz und seufzten sehr:

„Wir habens gesagt. Wir habens gewußt,
Daß der Böse sie doch noch holen gemußt!"
Doch um die Dächer, doch in den Grachten,
Winde und Wellen lachten und lachten!
Der Schrei der Möwen, der weißen, schnellen,
Kam schrill und jauchzend aus grauer Höh,
Und das Lachen lief weiter mit Wind und Wellen
Bis ins Haarlemer Meer und die Zuidersee!

Okko ten Broke.

Der Königin Stirne ward weiß
Wie des Saales marmorne Fliesen,
Ihr Blick traf dunkel und heiß
Ihren blonden deutschen Riesen.
Es zuckte stolz ihr am roten Mund:
„Wir wollen die Worte sparen!
Du bist deines Dienstes los zur Stund,
Wenn du selber begehrst zu fahren!“

Sie standen strenge und stumm,
Okko ten Brokes Schwestern,
Sah keine der zwei sich um
Nach der Pagen Lachen und Lästern.
Das Linnentuch schloß weiß und breit
Um helle Scheitel und Wangen,
Sie trugen auf dunklem Bauernkleid
Silberketten und Spangen.

Sie sahn nicht die Säulen schlank,
Weiß wie die Rinde der Birke,
Und nicht über Wand und Bank
Der Teppiche Purpurgewirke,
Sie sahen sein Wams von Scharlach nicht
Und der Kette goldnes Gefunkel,
Sie sahen nur Okko ten Brokes Gesicht,
Von Napels Sonne dunkel.

Und Elborch schaute auf ihn:
„Weit, weit im Brokmerlande,
Von den Möwen der See umschrien,
Steht Eine im Dünensande, —
Folke Allena wartet den langen Tag,
Auf ihren verlobten Gatten!“
Herrn Okkos Blick auf der Königin lag,
Er trat in der Säule Schatten.

Und Elborchs Stimme klang hart
Wie von verhaltenen Klagen:
„Vom Hofe der Brokes ward
Um Lichtmeß ein Sarg getragen,

Eine Witwe sitzt im grauen Haar
An Keno ten Brokes Herde!"
Herrn Okkos Lippe verschlossen war,
Sein Auge suchte die Erde.

Und Doda, die junge, strich
Aus der Stirne die gelben Strähnen,
Sie wandte zur Türe sich,
Den Blick voll zorniger Tränen:
„Und will meines Bruders falscher Sinn,
Von Mutter und Braut nicht hören,
So laß uns wieder nach Norden hin,
Schwester, den Schiffskiel kehren!

In sengendem Blau hier steht
Der Himmel, der ewig gleiche, —
Daheim der Salzwind weht
Über Dünen und Deiche!
Im Kooge weidet das rote Rind
In Gras bis über die Flanken,
Durch die Marschen, die gelb von Weizen sind,
Die Garbenwagen schwanken!

Schwester, ich habe nicht Ruh,
Bis mich wieder die Dünen grüßen!"
Der goldenen Türe zu
Schritt sie mit eilenden Füßen,
Doch hinter ihr klang ein stürmender Schritt
Auf breiten steinernen Stufen:
„Schwestern, nehmt euren Bruder mit,
Ich höre die Heimat rufen!

Königin, gebt mich frei,
Ich muß meine Seele retten!
Wie lind Euer Arm auch sei,
Satt bin ich sanftester Ketten!
Ich habe in diesem weichen Land
Zu lang auf Polstern gesessen,
Ich hab über Festen und Frauentand
Heimat und Freiheit vergessen!

Nun spannt eure Segel braun,
Daß die Winde von Süd sie fassen!
Meine Augen, die nordwärts schaun,
Sollen Schlaf und Lachen hassen,

Bis ich sehe den friesischen Strand hinan
Weißköpfige Wogen rollen,
Bis ich wieder trinke, ein freier Mann,
Den Atem heimischer Schollen!

Das Wiegenlied.

1.

Wenn die Fischerweiber von Westerland ihre Kinder wiegen zur Ruh,
Sie treten die Wiege auf und ab und singen ein Lied dazu,
Sie singen das Lied verhalten nur und putzen des Lämpchens Docht,
Und horchen bang in die Nacht hinaus, wo der Regen ans Fenster pocht —:

„Slap, min Kind, slap, min Kind,
„Göde Micheel, de segelt geswind,
„Der Dänen Verheerer,
„Der Bremer Vertehrer,
„Der Holländer Krüz un Stecken,
„Der Hamborger Schrecken!
„Sin swarte Flagge, de weiht in Wind,
„Slap in un lat dat Grienen,
„Un wenn min Kind nich slapen will,
„Denn kümmt hei öwer de Dünen!"

Erk Mannis des Strandvogts Kind schlief ein bei dieses Liedes Klang,
Sie sang es mit frischem Kindermund, als sie über die Hofstatt sprang,
Sie summt' es sacht, wenn sie früh vor Tag sich flocht das gelbe Haar, —
Erk Mannis Kind ward schön von Leib, und ihr Lachen klang stolz und klar.

Sie trug zum Melken die Eimertracht und ging mit rischem Gang,
Und sang den Reim von Göde Micheel, daß es über die Deiche klang.
Eine schwarze Flagge stand fern im Dunst und wuchs aus dem Dunst heraus, —
Erk Mannis des Strandvogts Tochter kam am Abend nicht nach Haus. . . . .

2.

Des Strandvogts Kopf war grau vor Gram, sein Hof lag stumm und leer.
Es gingen sieben Jahr ins Land, und jedes Jahr wog schwer,

Wohl hieß der Bauer von Westerland in vorigen Tagen
reich,
Heut graste kein rotes Rind ihm mehr, kein flockiges Schaf
am Deich,
Denn Göde Micheel war Herr der See, und wo er ging
an Land,
Da ließ sein Schiffsvolk weit und breit eine Spur von
Blut und Brand!

Der Vogt stieg müde die Wurt herauf zu seines Hauses
Tor.
Da stand im frostigen Morgenlicht ein fremdes Weib da-
vor,
Der Regen fiel ihr auf Tuch und Kleid und näßte ihr gelbes
Haar, •
Sie war stark von Schultern und hoch von Haupt. Er
wußte nicht, wer sie war.

„Mein Haus steht offen!" der Strandvogt sprach und trat
ins Tor voran.
Trien Mannis, sein Weib, das spann am Herd und schaute
die Fremde an,

Die stand und summte den Wiegenreim:
„Sin swarte Flagge, de weiht in Wind,
Gōde Micheel, de segelt geswind —“
Da riß Trien Mannis der Faden ab:
„Hilf Gott! mein Kind, mein Kind!“

Stumm hob die Junge die blasse Stirn, das Feuer beschien sie grell,
Sie sah nicht Vater noch Mutter an, ihr Auge war hart und hell,
Sie wandte den Kopf zur Seite nur, als habe sie nichts gehört,
Und kniete nieder drei Schritte weit, in der grauen Asche am Herd:

„Mir ist ein gottlos Geheimnis kund, das keiner im Lande kennt,
Ich trage heimlicher Schande Last, die heiß wie dies Feuer brennt!
Und darf ich es Menschen nicht vertraun, und bindet mich harter Eid, —
Du Flamme auf meines Vaters Herd, so klag ich dir mein Leid!

Herr Gott im hohen Himmelreich, sei gnädig meiner Seel!
Flamme, ich bin eines Mannes Weib, und der Mann heißt:
Göde Micheel!
Sein Name ist wie der Name des, der ewig im Abgrund
haust,
Es duckt die See unter seinem Kiel, und das Land unter
seiner Faust!

Seine Tafel ist schwer von silbernem Raub, sein Haus ist
stark und fest!
Ich war seiner Beute bestes Stück in dem grauen Strand-
vogelnest,
Ich sah nach der schwarzen Flagge aus in Furcht und heißer
Scham,
Denn sein Kuß war herrisch wie Blick und Schwert, und er
fragte nicht, wenn er nahm!

Ich hab ihn gehaßt die sieben Jahr, dem ich sieben Söhne
trug, —
Er lärmt beim Becher und weiß es nicht, daß heut seine
Stunde schlug:

Ich fahre den Weg zu ihm zurück, und mein Wimpel
leuchtet weit!
Du Flamme auf meines Vaters Herd, — so hielt ich meinen
Eid!"

Sie strich die Asche vom Kleide ab, sie bot nicht Gruß noch
Hand,
Sie schritt nur schweigend zur Tür hinaus, den sandigen
Weg zum Strand.
Eines Bootes Wimpel wies brennend rot einen Weg über
weglos Meer,
Zwölf braune Segel von Westerland stürmten hinter ihm her!

3.

„Was lärmt am Strande das Möwenvolk?" spricht Göde
Micheel und lauscht,
„Das ist ein flüchtender Flügelsturm, der über die Dünen
rauscht!
Sie kennen der Unsern Ruf und Tritt und fürchten ihr
Nahen nicht,
Jan Maat, das kann nur was Fremdes sein, das ihren
Frieden bricht!"

„In Teufelsnamen, so laß sie schrein!“ sein Steuermaat
lacht, der Jan,
„Es lebe der König der Nordersee! Göde Micheel, stoßt
an!
Der Dänen Verheerer,
Der Bremer Vertehrer,
Der Holländer Krüz un Stecken,
Der Hamborger Schrecken —“

Da brichts in trunkenen Lärm herein und dröhnt wie poltern-
der Schritt,
Von rauhen Stimmen ein wüster Chor brüllt draußen den
Kehrreim mit,
Die Tür fliegt auf, wie mit schwerem Fuß der Strandvogt
dagegen trat,
Von stürzenden Tischen trieft der Wein, und der Steuer-
mann schreit: „Verrat!“

Ein letztes Lachen wird Wutgejohl, schon keuchen sie Leib
an Leib,
Die Messer blank. — Auf der Schwelle steht, die Arme
gekreuzt, ein Weib.

Sie steht in Röcheln und Sterbefluch, kein Zittern fällt sie an,
Des Weibes Augen sind hart und hell und suchen nur einen Mann.

Schlagt tot den Würger, den Strandwolf tot, Männer von Westerland!
Es rinnt ihm über die Stirne schon, ein dunkles rieselndes Band,
Seine letzte Waffe die nackte Faust, zwei Schritt im Nacken der Tod, —
Was werden der Frau die Wangen weiß und brannten doch zornig rot?

Göde Micheel, ein Atemzug, und du stehst vor Gottes Gericht!
Was lehnt sie gegen den Pfosten schwer, als trüge das Knie sie nicht?
Ihr Herz ein zitternder Hammerschlag, ihr Blick wird starr und groß, —
Schon wirft der Strandvogt von Westerland das Messer empor zum Stoß, —

Da reißts ihm klammernd den Arm zurück, da drängts ihm
stürmisch vorbei,
Und über Röcheln und Sterbefluch eines Weibes jauchzender Schrei:
„Ich hab ihn geliebt die sieben Jahr, dem ich sieben
Söhne trug,
Meine Stunde, Göde Micheel, schlägt mit, wenn deine
Stunde schlug!"

Er sieht sie an. Ihre Wimper zuckt und sinkt vor seinem
Blick.
Da lacht er bitter. „Wer ist das Weib? Ich kenne sie
nicht! Zurück!
Heran zu mir, wer die Treue hielt und stolz zu sterben begehrt!
Wer Göde Micheel verraten kann, ist seines Todes nicht
wert!"

4.

Wenn die Fischerweiber von Westerland barbeinig waten
im Schlick,
Und unter Kiepe und Krabbennetz keuchen zum Dorf zurück,

Sie biegen seitab vom Dünenpfad und hasten, als ob es brennt,
Wenn eine ihnen vorüberstreicht, die jeder im Dorfe kennt.
Eine, die wandert ohne Weg im Wind, der die Dünen fegt,
Eine, die Gott gezeichnet hat, — die Ketten des Bösen trägt,
Die Distel ritzt ihr den nackten Fuß, ihre Strähnen fliegen verwirrt,
Ihre hellen Augen sind starr und leer, ihre Seele flattert und irrt.
Sie wiegt sich hin, und sie biegt sich her, als wiegt sie ein Kind zur Ruh,
Ihre Stimme klingt wie zerbrochen Glas, die singt einen Reim dazu:
„Slap, min Kind, slap, min Kind,
„Göde Micheel, de segelt geswind,
„Der Dänen Verheerer,
„Der Bremer Vertehrer,
„Der Holländer Krüz un Stecken,
„Der Hamborger Schrecken,
„Sin swarte Flagge, de weiht im Wind,
„Slap min Kind. . . . .“

Der Seefahrer.

Der Schiffsraum aber barst mit schwerem Knall,
In greller Lohe Bug und Deck und Masten,
Hoch bäumt nach Backbord sich der alte Kasten,
Die Bö posaunt, — ein grauer Wasserschwall, —
Schreie, — Gebete, — wetternde Befehle, —
Ein Stoß, ein Sturz, — Gott gnade meiner Seele! —
Hinunter. Schwarze Nacht auf allen Sinnen.

Maat, noch ein Glas! Das Garn ist lang zu spinnen.

Tief unten wars. Da sah ich, was ich sah.
Es ist kein Tag, und auch nicht Nacht ist da.
Grün glimmt der Sand. Gesunkner Schiffe Planken,
Ein Riesenmast, der fahle Splitter streckt.
In Blasen quirlt es auf aus bleichen Ranken,
Die flutend in lebendgem Spiele schwanken
Wie lange Arme, lauernd ausgereckt.
Am Wrackholz Muscheln, die mit Riesenklappen
Lautlos nach Beute in die Strömung schnappen,
Und Fische stehn zu Haupt in fahlem Glänzen
Und schlagen mit den schleierzarten Schwänzen.

Da unten wandert es. Ein ruhlos Heer,
Tausendmal tausend, ohne Zahl und Ende,
Blicklos das Auge, blau erstarrt die Hände,
Watend im Sand, die Füße bleiern schwer,
Verlorne Fahrer ohne Weg und Pfad,
Blaujacken, graue Kerle, blasse Weiber,
In matten Armen schlaffe Kinderleiber,
Gesunkner Schiffe Volk mit Mann und Maat,
Verschollne Trachten, längst vergessene Namen, —
Alle, die gingen und nicht wiederkamen.

Ich sah sie alle. Schemenhaft und blaß
Sah ich sie ziehn wie durch betautes Glas
Mir nah vorüber. Einer winkte stumm,
Da ging ich mit, ich wußte nicht, warum.
Endlos der Weg, er wuchs vor unsern Schritten,
Die müden Füße strauchelten und glitten.
Wer taumelnd fiel, dem half der Nächste auf,
Ein Weib schlug hin, ich bog mich, zuzupacken,
Da hing sie bleiern sich an meinen Nacken.
Abgründe blauten bodenlos herauf,
Und über uns im Grau, dem lichtlos matten,
Zogen wie Wolken großer Wale Schatten.

„Da sah ich einen an, der vor mir ging,
Dem schlaff und schwer der Kopf vornüber hing,
Und kannte ihn, den Peter Jens, den langen,
Der nachts bei Dover über Bord gegangen.
Ich zog ihn leise am zerfetzten Hemd,
Und meine Stimme klang mir fern und fremd:
„Wo geht ihr hin?“ — Er sah mich glanzlos an:
„Wir suchen, suchen, suchen!“ sprach er dann.
„Was sucht ihr, Jens?“ — Ein Wort nur sprach er:
„Land!“ —
Da hoben alle rings, die mit uns schlichen,
Matte Gesichter, gramvoll und verblichen,
Und scheues Jammern lief entlang den Sand.

Mir aber wars, als wuchs mir jäh die Kraft.
Ich wandte mich und rief mit starkem Schalle
In diesen Strom der Totenwanderschaft:
„Faßt Mut! Mir nach, mir nach! Gott führt uns
alle!“
Mein toter Herzschlag zuckte auf und schlug,
Vorwärts und vorwärts in die fahle Stille
Riß mich ein großer, unbekannter Wille, —
Und endlos hinter mir der dunkle Zug.

Ich kannte nicht die Zeit, die dann verging.
Bisweilen schien das Dunkel sich zu hellen,
Das farblos lastend uns zu Häupten hing,
Und aus des Sandes bleich erstarrten Wellen
Wuchs es wie Land, — ganz nah vor unserm Blick,
Zum Greifen nah! Dann sank es jäh zurück.
Der großen Tiefe fratzenhafte Brut
Folgte uns lauernd nach in trägem Heere.
Verloren in der ungeheuren Leere
Erfror die Hoffnung, losch der letzte Mut —
Erlösung gibt es nicht! Kein Morgen graut!
Wozu die Qual?
In taumelndem Ermatten
Blieben sie liegen unter ewgen Schatten.
Wo bist du, Gott? Mein Schrei war ohne Laut. —

Da brachs herein. Ein Punkt! Ein jäher Schein!
Der Spalt riß auf, — das quoll in goldnen Fluten,
Himmel und Erde schwamm in Glanz und Gluten, —
Erlösung! Heil! Ein Sturm ins Licht hinein!
Ich schleuderte das Weib hinauf zum Strand
Und schrie mit letzten Kräften taumelnd: Land!

He, Maat, ein frischer Schluck! Mein Glas ist leer.
Was weiter war? Sonst nichts. Ich weiß nichts mehr.
Sie haben mich, die Nacht war schlimm gewesen, —
In Schottland an der Küste aufgelesen.
Mein Schiff? Das Wrack? Gott weiß es, wo das blieb.
Was in der Nacht mit mir zu Lande trieb
War kalt und tot. Nun hat es seine Ruh,
Drei Handvoll Erde und ein Kreuz dazu,
Gott hab es selig!
Manchmal in der Nacht,
Wenns um die Koje ächzt und knarrt und kracht,
Und oben in den Rahen pfeift die Bö,
Und an die Achterluken klatscht die See,
Dann kommt es wieder. Wandern, immer wandern,
Lautlos und endlos, mit den tausend andern!
Viele sind da, die seh ich ziehn seit Jahren,
Und immer neue, jede Nacht in Scharen!
Bisweilen einer, den ich gut gekannt,
Der nickt mir zu und gibt mir stumm die Hand.
So manchen von den stummen Kameraden
Hab ich ein Stück geschleppt und aufgeladen.
Ich sehe alle, die die See genommen,
Und auch die andern seh ich: Die noch kommen,

Manch junges Blut, das heut hier oben lacht
Und sich ums Sterben keine Sorgen macht.
Tief, tief da unten ziehn wir, Schritt für Schritt,
Die ganze Nacht.
Du weißt das ja, Jan Witt,
Dann kann kein Rütteln aus dem Schlaf mich schrecken,
Und wenn ihr schreit, als wollt ihr Tote wecken.
Ich komme wieder, wenns auf Morgen geht,
Wenns grau im Osten überm Wasser steht,
Dann fahr ich hoch. Mein Kopf ist dumpf und schwer,
Ich kann nicht lachen tagelang nachher.

He, singt eins, junges Volk! Was sitzt ihr stumm?
Was morgen kommt, wer schert sich heute drum?
Kopf hoch und lustig! Das ist Seemannsbrauch!
An jedem Tag, daheim und in der Fremde,
Trägt unsereiner ja sein Totenhemde,
Und der da oben kennt die Tiefen auch!

Hinter den Dünen.

Der Wind, von sprühenden Tropfen naß,
Fuhr pfeifend über das Dünengras,
Die Wolken jagten sich, regenschwer,
Und hinter den Dünen dröhnte das Meer.

Er liegt seitab, wos zum Leuchtturm geht,
Der Inselfriedhof, im Sand verweht.
Vergeßne Kreuze, zerfallen fast,
Auf morschen Tafeln die Schrift verblaßt.
Grausilbern wuchert die Distel nur
Um eingesunkener Hügel Spur,
Grausilbern flattert mit schrillem Schrei
Die Möwe taumelnd im Sturm vorbei,
Sonst tote Öde weiß und leer,
Und hinter den Dünen dröhnt das Meer.

Stand eine Tafel am Zaune dicht,
Vom Sand verschüttet und schmucklos schlicht.

Zur Seite bog ich das Dünengras
Und las den Namen: Jan Remmen Raß, —
Das Sterbejahr und den Tag dabei,
Verwaschner Zeilen noch zwei und drei, —
Kaum daß mein Aug noch die Worte riet:
Das alte gläubige Schifferlied,
Den Schrei versinkender Todesnot
Aus Wogenbranden und schwankendem Boot:
Christ Kyrie,
Komm zu uns auf die See. . . .

Im Fischerdorfe das kleinste Haus
Das sucht ich müde zum Rasten aus.
Vom Wind zerrissen und mannshoch kaum
Kroch bis ans Dach der Holunderbaum.
Ein Stübchen drinnen mit Tisch und Bett,
Die alte Bibel im Fensterbrett,
Daneben Nelken und Immergrün,
Am Herd strich schnurrend die Katze hin. —
Ein Weib am Feuer, das Netze strickt,
Eisgrau das Haar, und die Stirn gebückt,
Hob scharf das Auge und sah mich an
Und schob den Stuhl mir zum Herd heran.

Die Wanduhr tickte. Kein Wort ward laut.
Da sah ich auf.
„Was der Regen braut!
Für Boot und Schiffer ist böse Zeit!
Ihr sorgt wohl auch um den Mann euch heut?"

„Mein Mann?" Sie strich sich das graue Haar.
„Mein Mann ist tot, an die dreißig Jahr!
Die Slup war draußen zum Heringsfang,
Er und zwei andre, vier Tage lang, —
Ich weiß das alles wie heute noch.
Die Slup war alt, und die See ging hoch.
Ein Wrack lag früh am Westerdeich,
Ich lief zum Strande und kannt es gleich.
Auf Morgen gings in der nächsten Nacht,
Da ist er tot mir ins Haus gebracht!"

Sie schlug die Blätter der Bibel um,
Ein Bild dazwischen, sie gab mirs stumm,
Gefurchte Züge in breitem Bart,
Und scharf das Auge nach Seemannsart,
In steifen Lettern, vergilbt und blaß,
Am Rand der Name: Jan Remmen Raß. . . .

„Der hält nun längst auf dem Kirchhof Ruh."
Die Alte nickte dem Bilde zu,
Ging dann und holte von kahler Wand
Ein andres Bildchen mit leiser Hand.
„Und hier —" sie sprach es in müdem Ton, —
„Dies ist der Junge. Der Jan, mein Sohn!"

Ich sah das Bildchen. Ein junges Blut,
Die Augen lachend von Übermut
In Knabenlocken das helle Haar.

„Ein hübscher Junge, der Jan, nicht wahr?
Der letzte Brief kam von Rio her.
Nun schläft er draußen im Stillen Meer,
Ihn nahm das Fieber, dem Hafen nah.
Ich weiß, sie warten, die beiden da,
Der eine hier, — und der Junge weit,
Für mich ist auch wohl bald Schlafenszeit!"

Sie zog das Netz sich zum Fensterlicht:
„Die alten Augen, die wollen nicht!
Das macht das Weinen. So ist die See,
Sie tut uns wohl, und sie tut uns weh.
Vor dem da droben nur schweigt sie still.
Wir nehmens hin, wies der Herrgott will."

In langem Schweigen erstarb ihr Wort.
Die Wanduhr tickte am Herde fort,
Sacht maß den Takt zu dem Liede sie,
Das um die Fenster der Weststurm schrie.
Der Regen schlug an die Scheiben schwer,
Und hinter den Dünen dröhnte das Meer. . . .

Des Schiffers Brief.

Mir ist die Feder schwer in meiner Hand,
Und bin dem Herrn Pastor ganz unbekannt,
Und will und muß dem Herrn Pastor doch nun
Den harten Trauerfall zu wissen tun,
Von dem mit Johann Klahren Weib und Kind
Wir alle mitbetroffen sind.

So schreibe denn und bitte erst zuvor
Ich, Schiffer Jürgen Jens, den Herrn Pastor,
Hans Klahren, unsres Bruders, Frau und Kindern
Den bittern, bittern Schmerz zu melden und zu lindern.
Der Menschen Tage fahren hin wie Schemen,
An uns ists morgen auch, — was hilft das Grämen?

Den Lieben und den Werten allen:
Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen,
Hans Klahren unsern guten Kameraden
Sehr schnell vor seinen Stuhl zu laden.

So will ich nun vor Gott und Menschen sagen,
Wie dieser jähe Tod sich zugetragen,
Und ich und meine Maaten sind bereit
Dies zu bekräftigen mit unserm Eid.

Denn auf Martini hatten wir Klock acht
Das Schiff zur Heimatreise klar gemacht,
Und wuschen just das Deck nach Seemannsbrauch,
Wir unser sieben Mann, und Johann Klare auch,
Und war die Luft so klamm, daß uns die Finger froren,
Und klatschte uns der Regen um die Ohren.
Wir scheuerten an Backbord unser zwei,
Da kam Hans Klahre dicht an uns vorbei:
„He, Maat, ein frischer Tag!“ und lachte noch,
Und zog am Fallreep sich die vollen Eimer hoch.

Die Slup, die lief so vor dem Winde fort,
Da kam mit eins der Ruf: „Mann über Bord!“
Ich fuhr herum. Ich sah nicht, wer es war.
Ich sprang sofort ans Steuer: „Boote klar!“
Ich griff mit zu und bog mich übern Rand
Und sah da einen Kopf und eine Hand.

„Hans, faß die Leine!" tat ich einen Schrei.
Da griff die Hand, — und griff, — und griff vorbei.
Er kam noch einmal hoch in seiner Not,
Dann schwand er vor uns weg, ganz dicht am Boot.
Und währte einen kurzen Augenblick,
So stand er schon vor Gott. Das Boot kam leer zurück.

Wir sprechen ein Gebet für unsern Kameraden:
Gott nehme seine Seele an zu Gnaden. —
Weiters vom Seemannsamt. Es ist mir hart gewesen.
Ich bitte Herrn Pastor, den Brief hier vorzulesen.
Gott mit uns allen! Freitag früh, an Land,
Ich, Schiffer Jürgen Jens, mit meiner eignen Hand.

Letzte Ernte.

Ich brachte in siebzig Jahren viele Ernten ein,
Dies soll mein letztes Fuder wohl gewesen sein!
Die Gäule scheuten am Tore, sie jagten mit Gewalt,
Ich schrie und riß an der Leine, aber mein Arm ist alt.

Vor ihren polternden Hufen der Staub flog auf wie Rauch,
Die Garben schleiften die Steine, — mein alter Rücken auch.
Mutter, was hilft das Weinen? Das ist nun, wie es ist,
Siebzig Jahre und drüber war doch eine schöne Frist!

Daß sie den Schmied nur holen, ein Eisen fehlt dem Roß,
Und hinterm Hof am Tore, da ist ein Pfosten los,
Und daß sie nicht vergessen: da, wo die Pappeln stehn,
Im letzten Schlag am Berge, da sollen sie Roggen sän.

Kommt jeder an die Reihe, König, Bauer und Knecht!
Ists unsers Herrgotts Wille, so ist es mir auch recht.
Was stehst du vor dem Bette und beugst dich drüber dicht?
Meinst du, Mutter, ich sähe die Totenlichter nicht?

Vier Lichter an der Lade, wie sichs zu Recht gehört,
Vier Pferde vor dem Wagen, der mich vom Hofe fährt,
Der weißen Klageweiber zween vor meiner Truh,
Im breiten linnenen Laken vom Kopf bis auf die Schuh!

Mutter, kommen die Kühe schon vom Kamp herein?
Die Schwarze brüllt am Tore, da muß es Melkzeit sein.
Ich höre die Knechte singen vor der Dielentür, —
Morgen um Feierabend bin ich nicht mehr hier!

Viel Hände braucht die Ernte. Der Herrgott hats gewußt.
Gottlob, daß ich nicht früher habe fortgemußt!
Und wenn ich Feierabend heute machen soll, —
Gemäht sind die letzten Ähren, und alle Scheuern voll!

Chronik.

Daniel Drinkuts Kopf ist weiß wie der Schnee über dem Ackerland,
Wie die rissige Borke am Weidenbaum so braun seine faltige Hand,
Seine Stimme ist rauh wie über dem Wald der Winterkrähen Schrein,
Wenn er feierabends am Ofen hockt und starrt in den Flammenschein:

Das Feuer ist warm und das Dach ist dicht, und der Winter kann nicht ins Haus.
Es gab eine böse Zeit im Land, da sah es hier anders aus:
Vierzehn Höfe das Dorf entlang, in Brandschutt ihrer elfe,
Und in der Kirche zu Seegedörp jungten die grauen Wölfe.

Der Winterschnee war rot von Blut, der große Krieg ritt drüber her,
Und als die Zeit zum Säen kam, da war die Scheuer von Saatkorn leer,

Und als die Zeit zum Schneiden kam, da wuchsen nur Disteln schulterhoch, —
Aber es fuhren von früh bis zur Nacht die Erntewagen doch!

Die Erntewagen fuhren doch, geschichtet breit und dicht,
Aber sie fuhren nicht Roggen ein und gelben Hafer nicht,
Die Sense, die diese Ernten schnitt, schlug alle Tage schärfer:
Das schwarze Sterben ging um im Land, reihum durch Höfe und Dörfer.

Es packte den Knecht vom Meierhof, den Bauer und die Frau,
Im Bettstroh stöhnte die Jungemagd mit Lippen verdorrt und blau.
Der Erntewagen fuhr schwer vom Hof um Abend am dritten Tag,
Als der Räucherfeuer Wacholderqualm blau über der Hofstatt lag.

Aber der Arm war allzurasch, der die Garben des Todes lud:
Die Jungemagd war stramm und stark, ein zwanzigjährig Blut,
Die lag erstarrt nur im Fieberschlaf und fühlte der Gäule Traben,
Und hörte am Ohr den Flügelschlag und das böse Krächzen der Raben.

Sie tastete seitwärts wie im Traum und griff in ein kaltes Gesicht,
Da schrie sie und tat die Augen auf und starrte wirr ins Licht,
Und fuhr mit den Händen über sich in der grünen Linde Geäst,
Und hielt da oben im Knorrenwerk in hellen Ängsten sich fest.

Der Knecht hieb wild auf die Braunen los: „Hilf Gott, die Toten stehn auf!"
Da jagte der Wagen unter ihr rasselnd berghinauf.
Sie glitt zur Erde vom Baum herab und stand in den Räderspuren
Und sah ihren stummen Gesellen nach, die dort in die Grube fuhren.

Sie schlich in den leeren Hof zurück, matt und mit weißen Lippen,
Vier Kühe lagen, vor Durst verreckt, vor ihren leeren Krippen,
Sie schnitt der letzten das Häckselstroh im Trog, wie sichs gehört,
Und setzte sich an der Frauen Platz, auf der breiten Diele am Herd! —

Da war ein fremder Bauernknecht, der schlug sich hungernd durchs Land,
Der hatte nichts als sein frisches Blut und den Schwarzdorn in der Hand,
Er klopfte am ersten Hofe an um einen Bissen Brot,
Aber Diele und Kammer im ersten Hof lagen öde und tot.

Über des zweiten Hofes Schutt schoß Distel und Dorn empor,
Und da der Bursch an den dritten kam, eine Leiche grinste am Tor,
Da griff ihn ein wildes Grauen an, er wandte sich jäh und lief,
Und stand erst stille am letzten Hof und horchte, was hinter ihm rief.

Am Brunnen lehnte im roten Rock die Magd mit leerem Kruge,
Er wand ihr Kette und Eimer hoch und trank in durstigem Zuge.
Die Hand, die er in die seine nahm, war warm wie das liebe Leben, —
Als sie wieder über die Hofstatt schritt, da ging der Knecht daneben!

Über das wüste Brachland trieb der welken Blätter Schwarm,
Da trieb durch Schollen und Distelkraut den Pflug ein starker Arm.
Es wuchs eine junge Wintersaat über Jammer und Krieg und Morden, —
Der Knecht ward Meier vom Rösehof, und ist mein Ahn geworden!

Als ich barfuß hinter den Ziegen lief und war wie das Hecktor hoch,
Da stand vorm Dorfe am Kirchenweg die alte Linde noch.

Und die Hude lag am Ellerbach, die wir den Pestkamp
nannten,
Wo manchen lustigen Herbsttag lang unsere Feuer brannten.

Das ist nun viele Winter her, und ich bin grau und greis.
Bald lebt im Dorfe wohl keiner mehr, der das noch kennt
und weiß.
Menschenleben ist Rauch im Wind, wer kann die Jahre
halten?
Wenn das junge Volk an die Tische rückt, ist Schlafens-
zeit für die Alten!

Die Tulipan.

Es gehen so viele Straßen ins Land hinein,
Straßen wie weiße Bänder im Sonnenschein,
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn.
Und wer auf den weißen Straßen einen Sommer lang zieht,
Der schreitet mit rüstigen Füßen und frischem Lied,
Und wer zwei Jahr und dreie wandert her und hin,
Dem werden die Sohlen müde, und friedlos der Sinn,
Und wer da liegt auf den Straßen sieben Jahr und mehr,
Dem verweht im Staube der Straßen das Glück und die Ehr! — — —

Es wandern zwei durch die Heide, die rot in Blüte steht,
Die waren vom Wind der Straßen zusammengeweht:
Ein brauner Schmiedegeselle mit krausem Haar,
Der fuhr durch Städte und Länder ins siebte Jahr,
Der andre ein junger Gärtner. Der spricht und lacht:
„Was daheim wohl die Mutter für Augen macht!

Meine lederne Katze ist von Gulden schwer,
Ich komme weit aus der Fremde, von Holland her.
Mir schenkte mein guter Meister, als ich wandern ging,
Hier diese Samenzwiebel, ein edel selten Ding,
Die trägt eine feine Blume, wie keiner im Dorf sie kennt,
Die zwischen den grünen Blättern rot wie Feuer brennt!
In meiner Mutter Garten, bei Minz und Majoran,
Da soll mir wachsen und blühen die Blume Tulipan!"
Der Braune schritt ihm zur Seite und horchte stumm,
Drei Birken standen am Wege, da sah er sich spähend um,
Es glomm ihm unter den Brauen ein gieriges Feuer an,
Es kam ein böse Stunde über den fahrenden Mann.
Er riß aus breitem Gurte den Schmiedehammer hervor, —
Kein Auge hats gesehen, gehört kein menschlich Ohr.
Er scharrte eine Grube im Laub am Straßenrand,
Und vergaß die tote Tulipan in der wächsernen Totenhand. —

Im letzten Haus im Dorfe, da ging es kling und klang,
Daß rot der Funkenregen über die Straße sprang,
Es stand die junge Meisterin und spähte in Sonne und Wind:
„Du fremder brauner Geselle, was läufst du so geschwind?
Sie trugen um die Lichtmeß zu Grabe mir den Mann,
Was sprichst du in der Schmiede nicht das Handwerk an?" —

Die Erntesicheln gingen über das falbe Land,
Als der fremde Geselle zuerst am Amboß stand,
Die raschelnden Blätter stoben im kalten Winde hin,
Da küßte er Feierabends seine Meisterin,
Und als die Straßen im Lande lagen weiß verschneit,
Da nähte die junge Wittib sich wieder ein Hochzeitskleid. —

Es singt die blonde Meistersfrau den lieben langen Tag,
Und horcht vom Herd herüber auf den Hammerschlag.
Es führt der neue Meister den Schmiedehammer gut,
Er steht mit nackten Armen in roter Flackerglut,
Er sitzt an eigenem Tische vor Weib und Hausgesind,
Als hätte sein Herz vergessen der Straßen Sonne und Wind.
Und stampft vor seiner Schmiede ein eisenloses Pferd,
Es ist des Reiters Woher, Wohin ihm keiner Frage wert.
Und kommt ein fechtender Bruder vorbei mit staubigem Schuh,
Er schlägt mit zornigem Gruße vor ihm die Türe zu.

Es singt die blonde Meistersfrau, so lange die Sonne lacht,
Was stört sie auf vom Kissen in mancher Nacht?
Dumpf die Luft der Kammer, die Wand von Mondlicht fahl,
Der Meister fährt vom Schlafe auf in irrer Qual,

Er schreit, als würgt ihm das Grauen die Kehle zu:
„Liegt einer am Straßenrande, der gibt nicht Ruh!"
„Mann, wer gibt nicht Ruhe!" Sie fliegt am ganzen Leib.
Da schüttelt er wild die Fäuste: „Verflucht dein Lauschen, Weib!"
Grau der Wintermorgen, der ins Fenster scheint.
Finster des Meisters Stirne. Die Meisterin sitzt und weint.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nun weht das linde Tauen ins Land hinein,
Es schmelzen die weißen Streifen am braunen Ackerrain,
Es geht ein Schwatzen der Stare über das Wiesenland,
Die Weidenkätzchen stäuben draußen am Straßenrand.
Draußen am Straßenrande wacht heimlich Leben auf:
Es hebt sich ein grüner Finger aus dürrem Laub herauf.
Der Finger reckt sich höher, wie wenn er droht,
Es bricht aus seiner Spitze ein dunkeltiefes Rot!
Kinder habens gesehen, die kamen den Weg entlang,
Als der Küster Schule hielt, lief es von Bank zu Bank.
Der Schäfer trieb vorüber, der hob die Hand:
„Der Böse hat das Kraut gesät! Gott wende Krieg und Brand!"
Der Pfarrer aber schickte des Meßners Sohn hinaus:
„Geh, grab mir für mein Gartenbeet das Herrgottswunder aus!"

Der Bub hat um sein Messer die braune Faust gepreßt, —
Wie hält die schwarze Erde so zäh ihr Eigen fest!
Und wie die Schollen bröckeln, da blinkt ein fahles Weiß,
Und wie die Klinge tiefer gräbt, da wird ihm kalt und heiß, —
Er kommt im letzten Abendschein schreiend heimgerannt:
„Es wächst die Blume Tulipan aus einer Knochenhand!"

Nun geht im Dorfe ein Fragen und Raunen an:
„Wo draußen die Birken stehen, ist schwere Tat getan!
Aber der heimliche Frevel hat nicht geruht:
Es wuchs eine rote Blume aus ungesühntem Blut!
Gott weiß, wohin des Weges, Gott weiß, woher er kam,
Der hier an offner Straße so böse Abfahrt nahm!
Gott weiß, wo eins im Lande um ihn in Sorgen geht!
Gott weiß, wo eine Türe umsonst ihm offen steht!
Und liegt er verscharrt im Sande wie ein verreckter Hund,
Wir wollen ein Grab ihm schenken in geweihtem Grund!"
Lehrling und Geselle liefen ins Dorf hinein,
Am Amboß in der Schmiede der Meister ist allein.
Er schlägt, wie wenn der Amboß in Stücke springen soll.
Die gottverdammten Glocken! was bimmeln sie wie toll?

Sie läuten den zur Ruhe, der an der Straße lag!
Es springen die roten Funken bei jedem Hammerschlag,
Der Meister hört den Hammer und sonst nicht Laut noch Schritt,
Was war das für ein Schatten, der über den Amboß glitt?
Und wie er jäh sich wendet, die Stirne naß von Schweiß,
Steht eine auf der Schwelle, bis in die Lippen weiß.
Die roten Flammen knistern, sonst kein Laut umher,
Es fallen ihre Worte wie Tropfen, bang und schwer.
Aug in Auge schauen die zwei sich an:
„Der dir nicht Ruh gegeben, — ists der mit der Tulipan?"
Stille. Ein hartes Lachen aus des Meisters Mund.
„Jetzt muß er wohl Ruhe geben in geweihtem Grund!"
Wieder Schweigen, und Glocken in das Schweigen herein,
In den Augen des Mannes lauert ein böser Schein,
Er schließt die Faust um den Hammer wie spielend zu:
„Schwatzhaft ist Weiberzunge. Wann gibt die Ruh?"
Da schreit sie in jähem Schrecken, ihr Blut gerinnt,
Sie jagt hinaus das Dorf entlang wie taub und blind,
Sie hört nicht die wirren Stimmen rufen hinter ihr,
Sie sieht nur des Pfarrers weißes Haar, vor seines Hauses Tür,

Da bricht das Weib in die Kniee und schluchzt auf seine Hand:
„Hilf Gott, er will mich erschlagen, — wie den am Straßenrand!“

Die Richtstatt ist hoch am Berge und droht ins Land hinein, —
Da gehen die weißen Straßen im Sonnenschein.
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn,
Straßen, von denen zum Himmel heimliche Bluttat schreit,
Auf denen einer verloren Ehre und Seligkeit!
Und wenn sie den Leib da droben richten mit dem Schwert, —
Gott sei gnädig der Seele, die ihre Straße fährt!

Geusenbotschaft.

Über dem stummen Alkazar brütet die Sonne heiß,
Der Höfe steinerne Platten brennen und blenden weiß.
Drei Schuh dick feste Mauer schützt wohl vor Sonnenglut,
Wo trauert im Turm Guy Montigny, das edle flandrische Blut?

Verdurstet die heißen Lippen, in Fetzen das Pilgerkleid, —
Von der Schelde zum Ebro sind die Wege weit,
Unsere Sohlen bluten, unser Herz noch mehr:
Die Botschaft, die wir tragen, wiegt drei Mühlstein schwer.

Zu Sankt Jagos Gnaden wallfahrten wir.
Schickt die armen Pilger nicht hungrig von der Tür!
Ein feines Wallfahrtsliedel singen wir euch vor:
Die Psalmen, die wir singen, versteht kein spanisch Ohr!

Erbarme dich, Gott vom Himmel, über unsre Not!
Alle Wasser in Niederlande fließen heute rot,
Alle Bäume sind Galgen und tragen den Tod als Frucht,
Da ist kein Haupt so heilig, das nicht der Henker sucht!

Über unser Elend erbarme dich, Herre Gott!
Auf dem Markte zu Brüssel stand ein Schafott,
Auf dem Markte zu Brüssel vor des spanischen Bluthunds Zorn
Starben zwei edle Grafen, Egmont und Hoorn!

Graf Egmont kehrte mit Weinen sich ab vom Licht,
Der andre kniete in Schweigen, steinern sein Gesicht, —
Da eures Bruders Nacken sich beugte dem Henkerschwert,
Herr, habt ihr in spanischem Kerker nicht dumpf den Fall gehört?

Sie steckten ihre Häupter am Markte auf den Pfahl,
Drei Tage und drei Nächte hingen sie starr und fahl —
Vom besten Blute in Flandern trägt noch der Stein die Spur, —
Wir tauchten darein die Finger und taten einen Schwur:

Bis keine spanischen Pfaffen mehr schänden das reine Wort,
Bis keine spanischen Henker mehr fronen dem roten Mord,
Bis Ströme spanischen Blutes rein wuschen diesen Stein, —
Wollen wir in der Heimat Heimatlose sein!

Sie stehlen uns Hof und Acker, sie schlachten uns Sohn und Weib,
Wir tragen von ihrer Folter die Narben noch am Leib,
Wir tragen in unsern Herzen einen Haß, der brennt und frißt:
Lieber tot als spanisch! Lieber Türk als Papist!

Kein Schiffsmast schwankt im Hafen, zu Markt kein Krämer fährt,
Aber die Hand, die feiert, zuckt heimlich nach dem Schwert!
Auf allen betenden Lippen liegt schweren Schweigens Bann,
Aber ihr Schweigen wartet und fragt: Herr, wann?

Herr Gott, zerreiße im Zorne die Himmel wie ein Tuch,
Zerschlage mit heiliger Rechten deines Volkes Fluch,
In Fackeln des Sieges wandle der Scheiterhaufen Qualm,
Herr Gott, erbarme dich unser! Das ist der Geusen Psalm!

Nach Sankt Jagos Gnaden wallfahrten wir,
Wer hört die armen Pilger singen vor der Tür? —
Ein Fenster klirrt im Turme, — ein Tuch weht weiß im Wind, —
Tröst Gott alle tapfern Herzen, die einsam in Ketten sind!

Der Welfensteiner Ausritt.

Zu Prag der römische Kaiser, der ist ein Pfaffenknecht,
Er will uns pfäffisch machen, bei Gott, das glückt ihm schlecht!
Ehe sie uns auf Knieen vor römischen Götzen sehn,
Eh wollen von Lehn und Burgen wir heut ins Elend gehn!"

Die steinernen Fliesen klangen, das Kirchentor sprang auf,
Es schritten die Welfensteiner zum Hochaltar hinauf,
Des Alten weiße Haare bleichten siebzig Jahr,
Seine Brüder und jungen Söhne folgten Paar um Paar.

Und auf den Stufen knieten sie hin zum letzten Mal
Und aßen von Gottes Brote und tranken vom Pokal,
Sie beugten ihre Häupter noch einmal stumm und tief,
Wo unterm Wappensteine im Chor der Stammherr schlief. —

Am Ring der steile Giebel voll Schnitzwerk bunt und kraus,
Das ist mit breiter Pforte das Welfensteiner Haus.
Eine Tafel stand bereitet, von weißem Silber schwer,
Schenken und Pagen liefen auf Gang und Stiegen her.

Die Welsensteiner Herren, die traten in das Tor.
Der Alte stand im Saale, er hob den Blick empor,
Er sah auf seine Söhne in Locken jugendbraun,
Er sah mit hellen Augen auf des Geschlechtes Fraun.

Die standen, stolz erhoben der Scheitel blonden Glanz,
In Samt und seidnem Mieder, als gings zu Fest und Tanz,
Ihre blassen Stirnen sprachen von Nächten schlafberaubt,
Aber es weinte keine, und keine senkte das Haupt.

Der Weißkopf nickte mit Lachen, da er zur Tafel trat:
„Aus Flennen und aus Klagen kommt keine tapfre Tat!
Wohl standen unsre Ahnen in Schlachten weit und breit,
Doch aller Schlachten schwerste, die gilts zu schlagen heut!

Und tafelt mit uns morgen der Hunger und die Not,
Heut brechen an eignem Tische wir eigener Felder Brot!
Und sollen wir morgen rasten landfremd am Straßenrain,
Heut soll dies Haus am Ringe voll Pracht und Lachen sein!"

Er trank und stürzte den Becher, kein roter Tropfen rann.
Da ging ein lärmend Festen an breiter Tafel an,
Sie lachten und ertränkten im Weine Zorn und Gram,
Sie lachten und vergaßen den Tag, der morgen kam.

Fackeln und Kerzen lohten in späte Nacht hinein,
Da hob sich schwer vom Stuhle der alte Welfenstein,
Er rief mit starker Stimme: „Nun hat die Lust ein End!
Und hat ein Ziel und Ende auch unser Regiment!“

Es ward eine große Stille auf und ab im Saal.
Er hob mit beiden Händen den böhmischen Glaspokal:
„Auf unsres Hauses Ehre trink ich zum letzten nun!
An keiner fremden Lippe soll mehr der Becher ruhn!“

Des Glases Scherben klirrten schrill auf des Estrichs Stein,
Der Alte schritt zur Türe: „Nun führt den Gast herein!“
Und auf des Saales Schwelle, am Degengriff die Hand,
Ein hagrer welscher Ritter in dunklem Kleide stand.

„Wo uns die Pfaffen stehlen des reinen Wortes Schatz,
Wo Messeglöckchen klingeln, da ist für uns nicht Platz!
Der Kaiser hat gesprochen, der Spruch und Schluß ist fest, —
Es setzt ein fremder Vogel sich warm ins alte Nest!

Wir lassen euch die Burgen und euch die Höfe nun,
Das Silber auf der Tafel, das Linnen in den Truhn,
Was auf den Wiesen weidet, was lebt mit Huf und Horn,
Den Hirsch in unsern Forsten, im Feld das reife Korn.

Von allem unserm Eigen nehmen wir mit fort
Nur unsres Schildes Rosen und Gottes reines Wort.
Handfesten, Brief und Siegel, die müssen euer sein,
Und euer, Herr, der Schlüssel zu meinem Welsenstein!"

Da neigte sich zur Erde der Welsche höfisch glatt
Und griff nach Brief und Schlüssel und pergamentnem Blatt.
Der Alte schritt vorüber ohne Blick und Gruß,
Die Welsensteiner Sippe, die folgt ihm auf dem Fuß.

Sie schritten fest und herrisch, und keiner sah sich um,
Erblaßt die heißen Stirnen, das kecke Lachen stumm,
Der letzte nur im Zuge, der fluchte in den Bart,
Ein Knabe wollte weinen, seine Mutter schlug ihn hart.

Scharf strich der Wind der Gassen, die Pforte dröhnte schwer,
Es drängte sich mit Schluchzen um Roß und Karren her.
„Um euch, ihr meine Sassen und Mannen, ist mirs leid!
Die Pfaffen kommen wieder. Die bringen böse Zeit!"

Verqualmend Kerzenknistern ging durch den leeren Saal,
Auf trüben Becherneigen lag herb die Luft und schal.
Wer kennt noch morgen, was heute landfremd ins Elend fuhr?
Tropfende Regen löschten der Hufe und Räder Spur ...

Judith von Kemnade.

Du trägst des Klosters Abtissenstab
In unrein verfluchten Händen!
Ich stoße dich von dem Stuhl herab,
Den deine Laster schänden!

Ich rufe die Rache Gottes an
Über deine Frevel und Fehle,
Ich spreche dein schuldiges Haupt in Bann
Und deine verlorene Seele!"

Abt Wibald schrie es zum Turm empor, —
Hoch oben steil im Gemäuer
Da wehte weiß aus der Luke vor
Eines Weibes flatternder Schleier.

Weit über die Brüstung schaute sie,
Sie stand in Wind und Sonne:
„Mönch, mußt du bannen, so banne die,
Die mich geschoren zur Nonne!

Was gaben sie mich zur Sühne hin
Für Sünden meiner Sippen?
Ich habe der Northeims tollen Sinn,
Ihre roten lachenden Lippen!

Was setzten sie mir den Bannvogt ein
Mit den schwarzen krausen Haaren?
Eines Klosters Dienstmann soll weise sein,
Und grau und greis von Jahren!

Geweihte Kerze ist matt von Glanz,
Und hart ist steinernes Kissen
Ich zählte Küsse am Rosenkranz
Und habe die Kutte zerrissen!

Ich spreche dem Fluch der Kirche Hohn,
Und Hohn dem Pfaffengerichte —!"
Abt Wibald sprang an die Pforte schon,
Den roten Zorn im Gesichte:

„Ergreift sie, Knechte! Du lästerst, Weib!
Dein sündiges Blut soll fließen,
Im härenen Hemde soll dein Leib
In Flammen des Henkers büßen!

Und wäre der Turm viel fester noch
Und höher hundert Ellen,
Wir fangen die falsche Nonne doch
Und ihren Buhlgesellen!"

Er hub die Fäuste zum ersten Stoß,
Nachdrängte der Knechte Johlen,
Ein Bolzen klirrend zum Dache schoß,
Und ein Beilhieb fuhr in die Bohlen.

Die Pfosten wankten, es kracht das Tor
Da schrie das jähe Entsetzen,
Da quoll es unter dem Turmhelm vor
Wie schwarze flatternde Fetzen!

Abt Wibald packte den Riegel noch, —
Da sank der Arm ihm erschrocken,
Da fuhrs aus Luken und Mauerloch
Wie rote flatternde Flocken!

Und aus der Lohe ein Lachen bricht,
Das gellt vom Turme hernieder:
„Das härene Bußhemd taugt mir nicht
Für meine blühenden Glieder!

Und dräun die Flammen des Todes mir,
So soll kein Henker sie zünden,
Ich fahre zur Hölle heut und hier
In meinen seligen Sünden!"

Der Mönch stand fahl. Das Lachen war tot.
Schwarz rollten des Rauches Schwaden,
Wie Fackeln des Sieges stiegen rot
Die Flammen von Kemnaden!

Das Schweißtuch der Veronika.

Du warfest selber den ersten Brand,
Und die Gasse stand rot in Flammen,
Du rafftest selber mit dreister Hand,
Dir Raub und Plunder zusammen,
Und ein Weib sah schreiend ihr nacktes Kind
In die schwalchende Glut gerissen,
Und rannte strauchelnd und schreckensblind
In Rauch und streifenden Schüssen.
Sie sah dein helles, dein Knabengesicht,
Und hing dir schwer an den Armen, —
Hans Witt, du verstandest die Zunge nicht,
Doch die Augen schrieen: Erbarmen!
Du stießest sie weg, du fuhrest sie an:
„Zurück! Die Brut mag brennen!“
Einen deutschen Knecht und Frundsbergs Mann,
Was schiert den Weiberflennen?
Lustig! Glocken und Hörner schrein,
Und die großen Kartaunen brummen, —
Da müssen die Stimmen schon stille sein,
Die wie Mücken ins Ohr dir summen:

Und wenn dich heut deine Mutter säh,
Deine Mutter säh,
Hans Witt, was täte das Herz ihr weh!

— — — — — — — — — — — —

Scheint da am Himmel das Abendrot,
Oder der Brand der Gassen?
Die pfäffische Metze Rom ist tot,
Man soll psallieren lassen!
Und die sie stießen vom güldnen Stuhl,
Das sind die deutschen Knechte, —
Das Sündenbabel, der Höllenpfuhl
Soll brennen sieben Nächte!
Das Glück läuft schnelle, greif zu, nimms wahr!
Hans Witt, was willst du haben?
Ist manches, was des Pfaffen war,
Besser für junge Knaben!
Zu Haus die Mädchen sind kühl wie Schnee
Und blond mit weißen Stirnen, —
Viel schöner hier in Trastevere
Die heißen braunen Dirnen!
Du hast die eine zu dir aufs Knie
An den schwarzen Zöpfen gerissen,

Und hast gelacht, als sie rang und schrie
Und biß und schlug beim Küssen!
Was hat dir unter dem Koller nur
Mit eins gepocht und geschlagen,
Was wars, das heiß in die Stirn dir fuhr,
Als hörtest du fernher sagen:
Und wenn dich heut deine Liebste säh,
Deine Liebste säh,
Hans Witt, was täte das Herz ihr weh!

— — — — — — — — — — — —

„Lustig, Brüder, der Knöchel rollt,
Kein Säckel bleibt ledig heute!
Es geht um römisches Pfaffengold,
Um fette Klosterbeute!
Her mit Ketten und Rosenkranz,
Mit Meßrock, Kreuzen und Ringen!
Nun soll der heilige Mummenschanz
In alle Winde springen!
Was gilts, Gesellen, zum nächsten Satz?
Hier diesen schlechten Lappen?
Den fettsten Bissen vom Beuteschatz!
Glück zu, wer will den schnappen?

Drei Sack voll Ablaß gehn mit drein
Und zwei voll Pfaffensegen! —
Der Lappen hat in silbernem Schrein
In Petri Dom gelegen!"
Aus ledernem Becher rollt es rasch
Und klappert über die Steine, —
Hans Witt da drüben, der warf den Pasch,
Hallo, der Preis ist seine!
Was wird deine Stirne so blaß, Hans Witt,
Unter den wirren Locken?
Was taumelst du rückwärts Schritt um Schritt,
Wortlos starr und erschrocken?
Und wenn dich heute dein Herrgott säh,
Dein Herrgott säh,
Was täte sein heiliges Herz ihm weh!

— — — — — — — — — — — —

Und siehe, in Qualm und Fackellicht,
Ein fahl vergilbtes Linnen,
Und auf dem Linnen ein Angesicht,
Vor dem ist kein Entrinnen!
Rot die Stirne, der Dornenkranz,
Ein Tropfen an jedem Dorne,

Brechende Augen ohne Glanz
Blicken in Gram und Zorne, —
Und blicken dich an, — und du kehrst dich um
Und lachst aus heiserer Kehle, —
Und du fühlst den Blick und wirst jählings stumm, —
Gott gnade deiner Seele! —

„Wir han ein Fähnlein, ist rot wie Blut,
— Duck dich, Bauer, wir kommen! —
Das kennen Pfaffen und Jungfern gut!
Duck dich, Bauer, wir kommen!“
Sie pochten den Takt mit Faust und Krug
Und brüllten den Rundreim trunken,
In den roten Falerner schlug
Ein Regen von Ruß und Funken,
Vom Kreischen der Dirnen scholl das Haus
Und war voll Johlen und Fluchen,
Nur einer strich in die Nacht hinaus,
Der ging seine Seele suchen . . . . .

Eva von Trott.

Sie deckten die steinernen Fliesen
Mit totenschwarzem Samt,
Um graue Pfeilerriesen
Ein Heer von Kerzen flammt.

Die Weihrauchnebel umzogen
Des Hochaltares Schrein,
Es füllten der Wölbung Bogen
Die Totenlitanein.

Zu Füßen dem Altare
Der schmale Schragen stand,
Es legte auf die Bahre
Der Herzog seine Hand.

„Er gönnt meinem Glück nicht Ruhe,
Der Ritter und Pfaffen Neid,
Nun berg ichs in schwarzer Truhe,
Im weißen Sterbekleid.

Nun senken zur Gruft sie nieder
Meine schöne Eva Trott!"
Es bargen seine Lider
Der Augen stummen Spott.

Der Abt bekreuzte die Bahre,
Das Requiescat klang,
Der Herzog vom Altare
Schritt schwer die Hall entlang.

Er kam zum Tor gegangen,
Ein Knappe hielt sein Roß,
Um mädchenweiche Wangen
Das eiserne Helmband schloß.

Der Herzog griff in die Zügel,
Er lachte: „Dank, Herr Tod!"
Da bebte die Hand am Bügel,
Ein weiße Stirne ward rot.

„Nun laß die Pfaffen plärren
In weihrauchdumpfer Luft
Und mit eisernem Riegel sperren
Die leere Totengruft!

Ich weiß eine Burg, mein Knappe,
Die schirmt vor Feind und Fahr, —
Da will aus eiserner Kappe
Ich lösen dein schwarzes Haar.

Da küß ich den Mund, den roten,
Den Pfaffen zu Trutz und Spott!
Da weck ich auf von den Toten
Meine schöne Eva Trott!"

Des Braunschweigers Ende.

Auf des Braunschweigers eherner Stirne schwoll
Das zornige Blut der Adern,
Er ballte die Faust in schwerem Groll
Nach den trotzigen Mauerquadern.

„Weiß Gott, meine eiserne Gred verlag
Drei Monde vor diesen Türmen!
Leerort, nun kommt dein jüngster Tag:
Morgen wollen wir stürmen!“

Sprach Hans van Velde: „Der Graben ist weit,
Und der Tod hält Wacht auf den Mauern!“
„Und wäre der Graben zehn Klafter breit, —
Wir füllen ihn aus mit Bauern!

Und bauen für meinen Siegerstolz
Die Brücke zuckende Glieder, —
Unedles Blut und Erlenholz
Wächst alle Tage wieder!“

Herr Heinrich lachte mit hartem Klang
Und schritt vorüber den Wachen,
Es spritzte vor seinem wuchtigen Gang
Der Schlamm der Pfützen und Lachen.

Rolf Tyle lehnte, des Herzogs Mann,
Am Rad der eisernen Gredel,
Jäh fing das Blut zu sieden an
In dem trotzigen Bauernschädel:

„Herr Herzog, sind wir Bauern euch gut
Zur Brücke über den Graben, —
Bei Gott, die Brücke soll edel Blut
Zum Mörtel der Steine haben!

Nun soll euch, Herre, den Siegerstolz
Gesegnen Teufel und Hölle!"
Verstohlen klirrte der eiserne Bolz,
Die Armbrust hob der Geselle:

Ein röchelnder Fluch, ein schwerer Fall
Der stahlumpanzerten Glieder, —
Vor Leerorts unbezwungenem Wall
Schoß flammend ein Stern hernieder.

Der Wolf der Dürings.

1.

Kord Düring band, der Edelmann,
Den Pallasch an die Seiten:
„Wohlauf, mein Knecht, nun risch voran,
Heut gilts ein scharfes Reiten!
Schon flog des Schweden Brand ins Schloß
Und leckt mit roten Zungen, —
Ich hau euch Bahn! Nimm du aufs Roß
Wolf Kersten, meinen Jungen!

Was heulst du hinterm Hufschlag drein,
Grauwölflein an der Ketten?
Soll ich aus Rauch und Feuerpein
Dich Raubgesellen retten?
So komm, und würg im Kampf uns vor
Die schlimmen Schwedenwölfe!
Hans, Brücke nieder, auf das Tor!
Und los! Daß Gott uns helfe!“

Schlug hart ihm kecke Schwedenfaust
Vom Haupt die Eisenkappe,
Durch Kugelpfiff und Klingen braust
Dorfein der scheue Rappe,
Sein Reiter fegt den Weg sich leer,
Den Pallasch rot von Blute,
Und blutig schleift am Boden her
Des Wolfes graue Rute.

„Herr, hilf!" Kord Düring hört es nicht,
Des Knechtes sterbend Rufen,
Sieht nicht sein sinkend Angesicht
Zerstampft von breiten Hufen,
Er hetzt voran wie blind und taub,
Die Waffe hochgeschwungen,
Und fern verklang in Lärm und Staub
Der Angstschrei seines Jungen!

Der Waldrand dunkelt hoch und schwer.
Herr Kord hält an den Rappen, —
Auf hundert Schritte hinterher
Lahmt müder Hufe Klappen.

Feldüber scheint vom Dorf die Glut,
Da zuckt ihm jäh die Braue:
Ein ledig Roß, — am Sattel Blut, —
Und laut heult auf der Graue!

2.

Verfallen lag das Herrenschloß,
Bemoost am Tor das Wappen,
Da sprang ein Reiter ab vom Roß
Verstaubt von Kleid und Kappen:
„Grüßgott, Herr Vogt, tut auf das Tor,
Laßt flugs das Gatter steigen!
Wolf Kersten Düring steht davor,
Kehrt heim in Erb und Eigen!"

Da knarrt des Tores Riegel schwer,
Und drin hub an ein Schelten:
„Das schneit ins Dorf Gott weiß woher
Und will als Hausherr gelten!
Wolf Kersten Düring fiel, ein Kind,
Im schlimmen Schwedenkriege, —
Er Schnapphahn, marsch vom Hof geschwind
Mitsamt der frechen Lüge!"

Strich lachend da den Knebelbart
Der fremde Kriegsgeselle:
„Freund Vogt, ein Bursch von rechter Art
Fährt nicht so leicht zur Hölle!
Da sich der Troß von dannen hub,
Hat man mich aufgelesen:
Juchhei, bin ich ein Reiterbub
Im Schwedenheer gewesen!

Zog vieler Herren Fahnen nach, —
Mein Gaul und ich sinds müde!
Uns lüstets nach dem eignen Dach, —
Sie läuten draußen: Friede!
Und weigert ihr das Heimrecht mir,
Ich weiß mirs zu erstreiten!“
Spornklirrend schritt er durch die Tür
Und schob den Vogt zur Seiten.

„Ho, Raub, Gewalt! Bursch, pack dich fort,
Sonst hetz ich dich mit Hunden!“
Ein Sprung zum schmalen Pförtchen dort,
Ein Pfiff schrillt in der Runden,

Und heulend fährts in toller Hatz
Heraus zum Loch der Mauer,
Voran mit wildem Raubtiersatz
Ein Riesentier, ein Grauer!

„Faß, Grauwolf, faß!“ Da plötzlich, halt:
Was duckt das Tier sich zitternd?
Was reckt die hagre Wolfsgestalt
Sich vorwärts, spürend, witternd?
Grimm knurrend scheucht er weit zurück
Der andern Rüden Meute,
Schleicht kriechend nur mit scheuem Blick
Sich an des Fremden Seite!

Der greise Hofvogt starrt ihn an,
Als ob ein Traum ihn blende, —
Was leckt der Wolf dem Reitersmann
Nun winselnd Fuß und Hände?
Sein struppig Graufell reibt dem Gast
An Mantel er und Kleide,
Und springt ihm bis zur Schulter fast
Und heult in toller Freude!

Da stürzt der Alte jäh ins Knie:
„Verzeihs, Herr Kord, im Grabe,
Daß ich so schlecht dir heut und hie
Die Treu gehalten habe!
Du hasts erkannt, Grauwölflein fromm,
Das Reis vom alten Stamme, —
Wolf Kersten Düring, Gottwillkomm
An eignen Herdes Flamme!

Lady Lindsays Page.

Zu Edinburg scheint weit und spät
Vom Schloß der Fenster Glanz,
Des Stuartkönigs Majestät
Hält Tafel heut und Tanz.

Im tiefen Turm, aus tiefem Traum
Fährt Graf Argyle empor, —
Im Lichtschein steht im Kerkerraum
Ein fremder Knecht am Tor:

„Der Stuarts Zorn ist racheschwer,
Und rasch des Henkers Beil, —
Die Wache schläft, der Gang ist leer,
Was säumt ihr, Graf Argyle?

Die Rettung, Herr, die Freiheit beut
Euch edler Dame Hand,
Tragt ihr durchs Tor als Page heut
Ihr nur der Schleppe Rand!"

Reckt sich der Graf zur Decke schier
Und lacht sich in den Bart:
„Ho, Schleppendienst und Hofmanier
War niemals meine Art!

Doch gilts um Henkerschwert und Block,
Um Freiheit, Ehr und Heil,
Dann bückt vor einem Weiberrock
Sich auch wohl ein Argyle!"

Im grauen Schloß das Fest verhallt,
Es lischt der Kerzen Schein,
Von Schritten, Lärm und Lachen schallt
Des Torgewölbes Stein.

So blaß der Lady Lindsay Mund,
Ihr Herz schlug schwer wie nie,
Ihr Fackelträger wartend stund,
Ihr Page beugt das Knie.

Des Pagen Tritt ist schwer und fest,
Sein stolzes Auge flammt,
In harten Männerfäusten preßt
Er rauh der Schleppe Samt.

Die Lady Lindsay schreitet stumm
In dichten Schleiers Flor,
Sie schaut nicht auf, sie schaut nicht um,
Sie steigt hinab zum Tor.

Da strauchelts hinter ihr mit Wucht
An steiler Stufen Rand, —
„Der Teufel hols!“ Der Page flucht,
Die Schleppe fegt den Sand.

Im Dunkel blitzt es waffenblank,
Ein Posten steht am Tor:
„Ho, kenn ich nicht der Stimme Klang?“
Er beugt sich spähend vor.

Doch da, — der Lady Antlitz flammt,
Die schlägt im Fackellicht
Vom Staub empor den Schleppensamt
Dem Pagen ins Gesicht:

„Du plumper Bär!“ Der Posten sieht
Und lacht und tritt zurück.
Aus staubgeschwärztem Antlitz sprüht
Ein heißer Mannesblick.

Der Rappe scharrt, gezäumt zum Ritt
Vor Lady Lindsays Tor,
Der Lady Lindsay Page tritt
Im Reiterwams hervor.

Der Eisenkappe Schirm umdacht
Die narbig breite Brau,
Sein Blick umfaßt mit Herrenmacht
Die schöne blasse Frau:

„Rot brennt mir auf der Stirn die Glut
Von eurem raschen Schlag,
Noch keinen litt mein adlig Blut
Bis heut auf diesen Tag!

Bei Tod und Teufel, Lady, wißt,
Der Graf Argyle rächt schwer,
Ich schwörs, mit Leib und Leben büßt
Der Schänder meiner Ehr!“

Das Feuer ihr ins Antlitz schoß:
„Ich büß ihn gern den Schlag!“ —
Da riß er jäh sie mit aufs Roß,
Sein Mund auf ihrem lag.

Der Rappe stob zum Tor hinaus,
Die Nacht war stumm und warm,
Das schönste Weib landein landaus
Hielt Graf Argyle im Arm.

„Was schert der Stuarts Zorn mich heut,
Und was des Henkers Beil?
Der reichste Mann vom Tweed zum Clyde
Das ist der Graf Argyle!“

Wilde Jagd.

Daß wir die tollen Hahne sind,
Weiß jeder Bauer und jedes Kind,
Mich lüstets heute, das Pack zu schrecken,
Daß sie sich hinter dem Zaun verstecken
Und sich klappernd verkriechen am kalten Herd,
Wenn die wilde Jagd durch die Wälder fährt!"
Von der Tafel hob ich mit rascher Hand
Den Silberleuchter, der vor mir stand,
Und der Zugwind duckte die Flämmchen tief,
Als ich lachend damit aus dem Saale lief.
Drei Tritt auf einmal herauf die Treppe
Mit raschelnder ruschelnder Seidenschleppe, —
„Wer rät, was ich will?"
Und hinter mir hört ich auf hallenden Stufen
Die lustige Vetterschaft lärmen und rufen:
„Anne Sybill! Schöne Anne Sybill!"

Dunkel da oben Saal und Gang,
Koffer und Kisten die Wände lang,
Die Schlösser kreischten, die Spinnen liefen,
Verschollene Schätze, herauf aus den Tiefen!

Einer Staatsperücke getürmte Pracht, —
Fritz Hahne, so recht für dich gemacht!
Kleiner Hans Henneke, Milchgesicht,
Steht dir der rostige Helmsturz nicht?
Für die Vettern von Pleetz, die wilden vier,
Piken und Pallasch und Stoßrapier,
Und der lange Lutz Hahn, der reitet vorn
Mit des Ahnherrn Erbmarschalls Jägerhorn!
Flittern und Seide, Trödelgut,
Eisenharnisch und Klunkerhut,
Tressenmäntel mit Band und Zacken,
Schwedenfahnen und Prunkschabracken, —
Greif zu, wer da will!
Hei, wie sie lärmen, die tollen Gäste:
„Wer ist der Schönste, der Blankste, der Beste,
Anne Sybill! Schöne Anne Sybill?“

„Anne Sybille, was nimmst denn du?
Seidenen Reifrock und Stöckelschuh?
Ein goldenes Krönchen fein und rund
Für das goldne Prinzeßchen Lachemund?“ —
„Ich nehme das Laken weiß und glatt,
Das die Ururahne gesponnen hat

Das will ich um Locken und Schultern schlagen,
Und drei Hahnes sollen die Schleppe tragen!
Wer ist das, die ich im Spiegel seh,
Von Kopf zu Fuße nur Schnee und Schnee,
Und unter dem Linnen kühl und weiß
Zwei lachende Augen dunkelheiß?
Ihr an den Wänden in schweren Rahmen,
Eiserne Herren und Edeldamen,
Was seid ihr so still?
Was starrt ihr böse mit fremden Blicken?
Ihr sollt mir lachen und heimlich nicken:
Anne Sybill! Schöne Anne Sybill!"

Unten im Schloßhof Peitschenknall,
Lärm und Laufen und Widerhall,
Fackellichter auf Treppenstufen,
Feuer unter den Pferdehufen, —
Meine Doggen heulen im tiefen Chor, —
„Lustig, Wodan! Wir reiten, Thor!
In den Sattel, Herren, wer holt mich ein?
Der blanke, der schlanke, der Rapp ist mein!"
Der Schloßhof hinter uns mondscheintot,
Und vor uns der fliegenden Fackeln Rot,

Und über uns dröhnte des Tores Bogen,
Und die schwarzen Bäume des Parkes flogen,
Und der Kauz rief schrill,
Und die Hütten im Dorfe, die horchten bange:
Wohin die Fahrt und wie weit und wie lange,
Anne Sybill! Schöne Anne Sybill?

„Wohin? Wo die schwärzesten Wälder stehn!
Wie weit? Wie die Mitternachtswinde wehn!
Wie lang? So lange ein Traum sich träumt,
So lang eine lachende Laune schäumt!
Lutz Hahne, stoß in das Auerhorn
Und wecke des rollenden Echos Zorn,
Daß der Rothirsch hört, der im Nebel röhrt,
Wie die wilde Jagd durch die Wälder fährt!
Hei hussa, vorwärts, nicht Rast noch Ruh!" —
Die Eulen schrien huhu, huhu,
Die Gräben platschten, das Knieholz brach
Und streckte uns knorrige Arme nach,
Und hinter uns flog mein Mantel drein,
Fing blaue Streifen vom Mondenschein,
Und das Herbstlaub flog in der Hufe Spur,
Als der tolle Nachtspuk vorüberfuhr, —

Und durch die lauschende rauschende Weite
Lachen und Lärmen und Rüdengeläute
Und Hörnergebrüll,
Bis alle die Wälder, die träumenden Tiefen
Erwachten und lachten und klangen und riefen:
Anne Sybill! Schöne Anne Sybill!

Noachs Urteil.

Der Ewige sprach aus des Himmels Tor,
Und Noach neigte sein lauschend Ohr.

Und er schliff die Schneide des Beils alsbald
Und fällte die Stämme im Fichtenwald,

Und ragend über der Stromesau
Wuchs mächtig aufwärts des Schiffes Bau. —

Und wo der Beilhieb das Echo weckt,
Wo hoch sich Balken und Pfosten reckt,

Da lärmts zu Tal durch Gestrüpp und Schlucht
In wildem Ringen, in toller Flucht.

„Tod, Tod dem Frevler! Die Schuld will Blut!
Ins Holzwerk warf er des Brandes Glut!

Der Gott, des Stimme den Bau gebot,
Der fordert Sühne! Den Tod, den Tod!“

Vom Kluftversteck unterm Felsenjoch,
Wo schwarz die Nacht durch die Spalten kroch,

Reißts jäh bergab ihn, dem Lager zu:
„Auf, Noach, Führer, nun richte du!“

In Stricken stand er, verfemt und wund,
Und lachte zornig: „Ja, richte, Hund!

Ich warf den Brand, und mein Grimm nur ist,
Daß nicht das Feuer den Bau euch frißt!

Wir sind ihn satt, eurer Hämmer Schlag,
Der dumpf uns dröhnt durch das Festgelag!

Wir sind es satt, daß dein Mund uns droht
Mit Gottes Schrecken, mit Fluch und Tod!

Stumm bleibt da oben dein Rächergott
Zu eurem Opfer, zu unserm Spott!

Siehst du im Tale die Feuer glühn?
Hörst du im Nachtwind das Jauchzen ziehn?

Das ists, was lachenden Hohn ihm spricht,
Der Erde Götter, — die zwingt er nicht!“

Da brüllt der Haß, und es gellt die Wut,
„Er lästert,“ schreit es, „sein Blut, sein Blut!“

In zwanzig Fäusten der Schleuderstein,
Und hochgeschwungener Brände Schein.

Er bricht ins Knie schon, sein Atem keucht, —
Da stockt der Haufe — und murrt — und weicht,

Stumm hebt sich vom Sitze der Führergreis,
Da wird ein Schweigen im weiten Kreis.

Das Scheit verkohlt, und es sinkt die Hand,
Und leis nur knistert des Feuers Brand,

Und fern nur raunen die Winde sacht,
Und heimliche Stimmen der Mitternacht.

Schaun Blick in Blick sich die beiden an, —
Scheu fällt das Auge dem fremden Mann,

Und langsam Noach, der Alte, spricht:
„Löst ihm die Bande. Ich richte nicht.

Ein andrer richtet. Die Zeichen drohn: — —
Ich höre die Brunnen der Tiefe schon . . . .“

Mutter Erde.

Mutter Erde.

Heilge Mutter, die uns alle trägt!
Die der wechselnden Geschlechter Reigen
Blühend sah ans Licht des Morgens steigen
Und die müden Kinder dann im Schweigen,
Lächelnd ihrer flüchtgen Lust und Klage,
Still zum Schlafe legt!

Heilge Mutter, die uns alle trägt,
Neue Jugend strömt durch deine Glieder,
Braut des starken Lebens heißt du wieder,
Die die Stirn sich kränzt mit blauem Flieder,
Die des Schleiers grüne Ährenseide
Um die Schultern schlägt!

Heilge Mutter, die die Müden hegt!
Über meiner Qual und Wonne Streiten
Magst du morgen deine Schollen breiten, —
Laß mich heut durch deinen Sommer schreiten
Und so viel des süßen Rausches trinken,
Als das Herz erträgt!

Ostern.

Von allen Bergen zutale
Ist ein Leuchten erwacht,
Flammende Frühlingsfanale
Durch die Osternacht!

Von allen Türmen zusammen
Läutet es landhinein, —
Herz, mit Glocken und Flammen
Bricht der Frühling ein!

Knabe Frühling.

Ein grüner Zweig überm Strohhutrand,
Die Wangen rosig und sonnverbrannt,
Im Auge lachende Kinderlust
Und doch ein Träumen, halb unbewußt,
Voll Weidenkätzchen die kleine Hand
Und Himmelsschlüssel vom Bachesrand,
Und sonndurchflimmert das blonde Haar, —
Ob das wohl eben der Frühling war?

Mein Garten.

1.

Hohe Zeit.

Aller Sehnsucht Qual verlor
Sich in seligem Gewähren, —
Sieh, von blühenden Altären
Raucht der Blütenstaub empor!

Sieh, die Linde hütend hängt
Übers Nest die grünen Schleier, —
Hohe Zeit der Lebensfeier,
Die zu selger Fülle drängt!

Meine Sehnsucht braust und schwillt,
Marternd muß ich dich erfahren,
Großes Frühlingsoffenbaren,
Das nur mir sich stumm verhüllt!

2.

Sommernächte.

Wenn die warmen Nächte kommen,
Blüht am Haus der wilde Wein,
Und die selgen Düfte fluten
Voll ins Fenster mir herein,
Und der weiße Mondenschein
Kommt durch dämmernd Blau geschwommen, —
Märchentrunken schlaf ich ein,
Wenn die hellen Nächte kommen!

Wenn die stillen Nächte kommen,
Nicht ein Wipfel schauernd weht,
Singt so süß im dunkeln Garten
Noch die Nachtigall bis spät,
Daß im Traum mir aufersteht,
Was dem Herzen längst genommen,
Und die Sehnsucht wandern geht, —
Wenn die warmen Nächte kommen!

3.

Grauer Abend.

Der Sonne bleiches Gold verglomm im Westen,
Der ganze Garten trank sich regensatt,
Bisweilen rauscht es in den Lindenästen
Und tropft noch einmal sacht von Blatt zu Blatt.

Mein Tag war laut. Auf grünverhangnen Wegen
Das erste Dunkel sacht die Stirn mir küßt.
Ein grauer Falter schwirrt der Nacht entgegen,
Die winkt mir stumm. Wie still die Stunde ist!

4.

Fallende Sterne.

Still sind die Nächte, wo die Sterne fallen,
Mondlos, und schwül noch von des Tages Brand,
Und meiner Linden schwarze Kronen ballen
Sich hoch und schweigend an des Gartens Rand.

Levkojen scheinen blaß auf dunklem Grunde,
Wie Herbst und Moder schwimmts in ihrem Duft.
Es tönt der Fußtritt durch die stumme Runde,
Und atemlos beklommen steht die Luft.

Zu Häupten aber flammt es sehnsuchtstrunken,
Es lebt das Licht und drängt sich erdenher,
Durch der Korona Sternbild schoß ein Funken, —
Nun losch er aus. Was schlägt mein Herz so schwer?

5.

Neige.

So hoch und feierlich die herbe Luft!
Von Laub umraschelt schon die schmalen Steige,
Und süß durchweht von reifer Äpfel Duft.
Die Linde reckt die bronzegoldnen Zweige,
Der Wein hängt Purpurketten um das Haus, —
So reich und reif ist dieses Sommers Neige,
Und leuchtend wie ein letzter Asternstrauß!

Auch meine Seele lag in Knospenhülle,
Und dieser Monde Träume spann sie aus,
Wie Blatt und Blüte in der grünen Stille.
Nun flammt die Frucht, der müde Garten schweigt,
Doch schmerzvoll fragt mein heißer Lebenswille,
Wann sich auf meine Stirn der Tag der Fülle,
Auf mich die Ruhe selger Reife neigt.

Ahnung.

Noch blühn mir die purpurnen Rosen am Strauch,
Und es duften die weißen Syringen,
Noch zieht überm Garten im Windeshauch
Der Sommer auf leuchtenden Schwingen,
Noch jauchzen die Amseln am Waldesrand,
Und Ströme von Sonne segnen das Land.

Aber bald, ach bald, wer weiß wie so bald, —
Schläft sengende Glut überm Sommerwald,
Und die weißen Blüten verwehn im Staub,
Und es schwillt die Frucht unter dunkelem Laub,
Und die Sicheln singen im Ährenfeld
Den Sang vom Sterben der müden Welt,
Und Schwalbenzug über Feld und Stadt,
Und erster Nachtreif an welkendem Blatt.

Ach bald, ja bald, — der Weg ist nicht weit,
Und ich fürchte mich so vor der weißen Zeit,
Wo die roten Rosen der Jugend starben,
Wo grau verlöschen des Sommers Farben,

Wo die Sonne hinter den Nebeln säumt,
Und am Herd nur müdes Erinnern träumt!
Und ich fürchte die eisige Einsamkeit,
Die über Gräber und Grüfte schneit,
Die Grüfte gestorbener Lebensfülle!
Und die Nächte fürcht ich, so schwer und lang,
Und der grauen schleichenden Stunden Gang,
Und die große Stille . . . . . .

Weh, meine Rosen, was blüht ihr so rot,
Und was duftet ihr, weiße Syringen?
Die Stunde verrauscht, und der Sommer verloht,
Und schon wartet, wartet am Weg der Tod
Mit den schwarzen schattenden Schwingen!

Hochsommer.

Nun naht des Jahres gnadenvollste Zeit
Im blassen Gold der heilgen Ährenreife, —
Mir wars, als ob mit schrillem Singen heut
Schon erster Sensenklang feldüber streife.

Und in der Gärten stilldurchsonnter Luft
Blühn hell und reich die letzten Sommerrosen,
Die blassen gelben mit dem schweren Duft,
Und süßgedrängt die dunkelroten, losen!

Trink ein, mein Herz, trink ein mit vollem Schlag
Den starken Trunk von Sonne, Duft und Farben, —
Stehst du nicht auch wie dieser Sommertag
In letzten Rosen und in ersten Garben!

Wetter.

Die Wolkenbank wächst stählern blau,
Das braut, als wills zu Nacht gewittern!
Feldüber scheint in stumpfem Grau
Der hohen Pappeln ruhlos Zittern.

Schrill schreit der Regenvogel her
Vom Heckenwall der Weißdornblätter,
Halm über Halmen beugt sich schwer
Das falbe Korn dem nahen Wetter.

Stimmen im Korn.

Ich ging durch stumme Ähreneinsamkeit.
Der Mittag schwieg, von Wolken halbverhangen,
Die ihre leichten Wanderschatten streckten,
Hinzögernd über ernteblasses Land.
Und wie ich horchte auf das große Schweigen,
Das über Fluten reifer Ähren webte,
Stieg eine Stimme aus den reifen Ähren,
Die sang und sprach:

„Wir sind der Scholle drängende Kraft,
Ziehender Wolken träufender Saft,
Sprossende Zukunft unter dem Eis,
Vieler Hände heiliger Fleiß,
Vieler Lippen betende Not:
Unser täglich Brot!
Sengende Sonne, himmlisches Blau,
Seliger Nächte Sterne und Tau, —
Tage des Sommers fliehen uns schon,
Flammend am Rain entblättert der Mohn.

Klingt nicht von ferne Schnittergesang?
Ruft nicht der Sense stählerner Klang?
Streckt nicht das Leben die Hände nach Brot? —
Siehe, wir neigen uns, reif zum Tod! —"

Die Stimme sprach. Da strich ein Wolkenschatten,
Durchsichtig, breitgeflügelt, übers Feld,
Und mit dem Schatten lief ein leichtes Wehen,
Das aller Ähren schwere Häupter rührte.
Mit leisem Murmeln in dem Windzug flog
Von Halm zu Halm die Stimme flüchtig weiter,
Bis sie in fernem Flüstern sich verlor.

Doppelklang.

Marienfaden fliegt und spinnt
Um Hecken her, die fahl vergrünen,
Und eisern summt im Stoppelwind
Das Erntelied der Dreschmaschinen.

Das schollenbraune Feld entlang
Kommt Pflügerruf zu Tal geschlagen,
Ein klargestimmter Doppelklang,
In Schleierfernen fortgetragen.

Die liebe Erde lächelt müd,
Umspielt von letzten blassen Farben,
Sie hört den Ruf, sie kennt das Lied
Von junger Saat, von reifen Garben.

Sie läßt die Schlummernebel ziehn
Und träumt von ihren Kindern allen,
Die einen Sommer lang ihr blühn
Und vor des Herbstes Sensen fallen.

Geschlossener Friedhof.

Und wenn fünfzig Jahre vergangen sind,
— Und die Jahre fliehen wie Rauch im Wind, —
Dann wird hier draußen im schmalen Schragen
Der letzte Schläfer zur Ruh getragen,
Und hinter dem letzten schließt sich das Tor.
Und der Flieder wächst schattig und dicht empor,
Und sinkende Hügel und Kreuz und Stein
Spinnt dunkel wuchernder Efeu ein.

Und wenn hundert Jahre im Wind verstoben,
Dann wird der Riegel des Tores gehoben,
Und Hämmer pochen, und Meißel klingen,
Und die Steine der Mauer brechen und springen,
Und die Axt weckt klingend den Flieder auf,
Und ein Zittern rinnt ihm zum Wipfel hinauf.

Und dann, wenn Winde des Frühlings wehn,
Wird der Pflug über Gottes Acker gehn.

Und der Säer schreitet in stetem Gang
Und streut die Körner das Feld entlang.
Und wenn die unten von ferne hören,
Wie sie die Ruhe der Toten stören, —
Sie lächeln leise und achten es kaum,
Und sprechen im Traum:

„Wir sind geborgen, wir ruhen und liegen
In Gottes Wiegen!
Und es klingt uns süß in den Schlaf hinein,
Daß die da oben noch Saaten streun,
Daß auf unsrer Stätte sich Leben regt,
Daß unsre Scholle noch Keime trägt,
Daß frische Kraft in die Ähren steigt
Und im Juniwinde sich blühend neigt,
Und in blasser heiliger Reife steht,
Wenn die Sense über die Felder geht!
Daß Kinderhände noch Mohnen pflücken,
Die wie Flammen des Lebens flattern und nicken,
Daß junge Arme in Sorgen und Freuden
Noch gottgesegnete Ernten schneiden,
Ernten, gereift auf unserm Grund!" —

Sie lächeln wieder mit träumendem Mund,
Liegen und lauschen, —
Und über ihnen die Ähren rauschen
In wiegender Winde Wellenschlag, —
Und warten auch auf den Erntetag!

Braune Erde.

Nun schleicht der bunte Sommer aus der Welt,
Das grüne Laub im Walde gilbt und fällt.

In grauer Luft der Stare Wanderflug,
In brauner Erdenscholle blitzt der Pflug.

Mir wird so still, mir schweigen Lust und Weh,
Wenn ich im Herbst die braune Erde seh . . . .

Was sich im Lenz aus Keim und Knospe rang,
Was da geblüht im Lichte sommerlang,

Was vor der Zeit in Glut und Frost verdarb,
Was erntereif am Schnitt der Sichel starb, —

Von all den tausend Leben schwand die Spur,
Herbstmüde träumt die braune Erde nur.

O unstet Herz, was sehnst und suchest du?
Die braune Erde ist die große Ruh!

Einem Toten.

Mir ist, als ging die Freude aus der Welt,
Seit über dir die Schollen sich geschlossen, —
Wohl liegt wie sonst das erntegelbe Feld
Von lauter Sonne leuchtend übergossen,

Wohl füllt wie immer jede leere Hand
Der frohe Herbst, der reiche, gnadenvolle, —
Ich aber sehe überall im Land
Nichts als die dunkle frische Erdenscholle . . .

Herbstgang.

Ein Rauschen in grauen Lüften, die Wanderstaare ziehn.
Schon gilbt an Straßen und Zäunen das sommerliche Grün.

Es brennt über meinen Wegen ein trübes Abendrot,
Es lasten auf meiner Seele das Leben und der Tod.

Wer hat die irren Wege des Lebens alle gezählt?
Der letzte Weg ist nur einer, den niemand fehlt.

Weh, wenn scheidend im Tode Liebe von Liebe flieht,
Aber tausend Mal weher, wenn das Leben schied!

Die Wunden des Lebens brennen, kein Heilkraut schließt sie zu,
Hart schlägt die Hand des Todes, aber sie legt zur Ruh!

Düster hinter den Wipfeln losch das Abendrot,
Es lasten auf meiner Seele das Leben und der Tod.

Ich wäge die Last des Lebens, und siehe, es wuchtet schwer, —
Fast deucht mir, als ob am Ende das Sterben noch leichter wär!

Oktobertag.

Oktobertag, den keine Sonne segnet.
Vom Blätterfall die Wege überregnet,
Rostrot der Waldhang, den ich aufwärts klimme,
Und meine sommermüde Seele lauscht
Dem großen Sterben, das mit Orgelstimme
Durch bronzebraune Buchenwipfel rauscht,
Und horcht ihm nach, wie durch die graue Welt
Es weiterbraust, daß ihre Festen beben
Und zitternd alles tausendfache Leben
Wie welkes Laub vor seinem Atem fällt.

Die Wasser.

Oft in Nächten, wenn die Stunden wandern,
Eine lautlos lastend folgt der andern,
Halt ich still den Atem an, zu lauschen
Auf ein fernes, tief verworrnes Rauschen.

Die ich einst in Licht und Tag gesehen,
All die Wasser hör ich wieder gehen, —
Irgendwo in schmaler Felsenschrunde
Dröhnt der Bergstrom zornig hin am Grunde,
Irgendwo auf flachem Inselsande
Rauscht die Meerflut ruhelos zu Lande,
Irgendwo in breiten Stromes Rollen
Knirscht und klingt das Eis in harten Schollen. —

Und ich höre ihre Stimmen gehen,
Dunkle Stimmen, die wir nie verstehen,
Wie sie in dem Brausen dunkler Wogen,
Schon durch viele Mitternächte zogen,
Wie sie brausend weiterwandern werden
Tag und Nacht und überall auf Erden,
Wenn ich selbst, ob landend, ob gestrandet,
Längst im großen Strom verbraust, verbrandet . . .

Einst.

Und wenn ich selber längst gestorben bin,
Wird meine Erde wieder blühend stehen,
Und Saat und Sichel, Schnee und Sommerpracht
Und weißer Tag und blaue Mitternacht
Wird über die geliebte Scholle gehen.

Und werden Tage ganz wie heute sein:
Die Gärten voll vom Dufte der Syringen,
Und weiße Wolken, die im Blauen ziehn,
Und junger Felder seidnes Ährengrün,
Und drüberhin ein endlos Lerchensingen!

Und werden Kinder lachen vor dem Tor
Und an den Hecken grüne Zweige brechen,
Und werden Mädchen wandern Arm in Arm
Und durch den Sommerabend still und warm
Mit leisen Lippen von der Liebe sprechen!

Und wird wie heut der junge Erdentag
Von keinem Gestern wissen mehr noch sagen,
Und wird wie heut doch jeder Sommerwind
Aus tausend Tagen, die vergessen sind,
Geheime Süße auf den Flügeln tragen!

Aus Einsamkeiten.

Kronen.

Leben, Leben, wer wägt und mißt,
Was du meiner Seele noch schuldig bist!

Aus dem Schatten strecke ich flehend die Hände:
Wann kommt mir endlich die Sonnenwende,
Da dem Lenz entgegen die Lichtflut schwillt,
Da mein Traum sich erfüllt,
Da mein Pfad mich auf sonnige Gipfel trägt,
Da die Krone von Rosen in roten Gluten,
Draus Ströme seliger Düfte fluten,
Die Liebe lächelnd aufs Haupt mir legt?

Leben, Leben, wer wägt und mißt,
Was du meiner Seele noch schuldig bist!

Und wenn die Krone der Wonne nicht
Mir glühend das Haar umspannt,
Noch andre heilige Krone flicht
Deine segnende Hand,

Eine Krone, aus Dornen dunkel gefügt,
Die lastend schwer auf dem Haupte liegt,
Wer sie trägt, dem drückt sie die Stirne wund,
Es verlernt das Lachen sein stummer Mund,
Doch er wandert furchtlos in Not und Nacht,
Denn er kennt des heiligen Dornreifs Macht,
Die ihm, der willig die Stirne senkt,
Das Siegsgeheimnis der Freiheit schenkt!
Die Krone des Leides, die Krone der Kraft, —
Gib mir die Krone, die Helden schafft!

Doch horch, — ein flüsternder Antworthauch
Im Windesweben:
Still, still, — deinem Leben auch
Wird seine Krone gegeben!
Und sollens nicht Rosen, nicht Dornen sein, —
Still, still, du wirst nicht vergessen:
Die Krone von schwarzen Zypressen,
Die wartet dein!

Reife.

Weil du in deinen armen Erdentagen
Des Weibes Krone und des Weibes Last
In heilger Glückesdemut nie getragen,
Im Schmerzensstolze nie getragen hast,
Weil blaß die Blüte deiner Lippen ist,
Die nie auf andern heißen Lippen lagen,
Nie eines Kindes süßen Mund geküßt, —
So wagst du nicht, die Augen aufzuschlagen
Und stehst abseits in deiner Armut Zagen,
Wie eine, die verborgne Sünden büßt!

Doch wisse:
Zwei der goldnen Pforten hat
Das große Land der heilgen Ewigkeiten.
Durch eine, wegbestaubt und wandermatt,
Ziehn jene Tausende aus allen Weiten,
Um deren Haar der Kranz des Lebens hing,
Und deren Fuß durch alle Tiefen ging,
Die Seelen, die in Kämpfen sich befreiten.

Und durch des andern Tores Bogen schreiten
Sie, deren Hand kein volles Los empfing,
Sie, denen nie in ihren Erdenzeiten
Die Stirn ein Zweig vom Baum des Lebens streift,
Die armen Seelen, die der Schatten reift,
Die des Entbehrens strenge Hände weihten.
Sie ziehen stumm mit feierlichem Schritt,
Das Tor steht offen.
Schweigend ziehst du mit.
Und über Kampf und Lust und Sehnsucht breiten
Sich läuternd einer Sonne Seligkeiten!

Stille Tage.

Eintönig, traumhaft, wie Tropfen rinnen,
Gleiten und spinnen
Meine einsamen Tage.
Und ich seh sie verwehn
Und kommen und gehn
Ohne Frage und Klage,
Mit stillen Sinnen,
Eintönig, traumhaft, wie Tropfen rinnen.
Doch in jedem Tropfen, der rinnt und fällt,
Spiegelt sich schimmernd die ganze Welt!

Ich weiß, es wird so kommen . . . .

Ich weiß, es wird so kommen. Tag für Tag
Wird mir wie jetzt die Zeit vorüberfluten,
Lautlos und leer, mit trägem Stundenschlag,
Den Stürmen fremd, und fremd den Sonnengluten,
Ein grauer Strom . . . .
Und ich, ich steh am Rand,
In meiner engen Einsamkeit gefangen,
Und lausche wartend weit hinaus ins Land
In lebenshungrig brennendem Verlangen,
Ob sich mir endlich wird ein Morgen heben.

Und wie ein Kind, das man zur Ruhe singt,
Wieg ich die Seele ein mit bunten Träumen,
Ach, Träumen, drin mein ungelebtes Leben
Und meiner jungen Kräfte Überschäumen
Wild mit dem Bann der grauen Stille ringt!

Und über all dem Träumen fühl ich nicht,
Wie meine Jugend mit dem Strom entflutet,
Tatlos die Kraft im stummen Kampf verblutet,
Und meiner Sehnsucht Stimme leiser spricht, —
Der Sehnsucht, die nicht kennt was Leben heißt!

Ich weiß, es wird so kommen! Endlich hüllen
Des großen Schlafes Schwingen meinen Geist
Und meinen letzten müden Lebenswillen.
Stumm schreitet über mich hinweg die Nacht,
Und jener Sonnenmorgen meiner Träume
Ist nie erwacht . . .

Schwesterseele.

1.

Immer, wenn ich deine Lippen küßte,
Deiner Mädchenlippen rote Blüten,
War es mir, als ob ich, halb mit Zagen,
Jener tausend Küsse denken müßte,
Die sie tranken in durchsonnten Tagen,
Daß sie nun in reifer Fülle glühten.
Und die Lippen, die auf deinen lagen,
Die noch keines Glückes Flammen kannten, —
Meine blassen durstgen Lippen brannten.

Immer wenn ich unter deinen Brauen
Sah die wimperdunklen Augen nachten,
Mußt ich denken jener tausend Tränen
Die in vieler Leidensnächte Grauen,
Die in vieler Leidenstage Sehnen
Sie so schmerzenstief und leuchtend machten.
Und die Augen, die in deine lachten,
Müde nur von leerer Tage Schweigen, —
Meine stillen Augen mußt ich neigen!

2.

Deine junge Seele trägt ein Mal,
Trägt das Brandmal deiner Liebessünden,
Deine Füße gehn durch Kampf und Qual,
Des Vergessens dunklen Pfad zu finden.

Meine Seele ist im blassen Licht
Ihres armen Alltags hingegangen,
Meine Seele weiß von Stürmen nicht,
Nur von ewig durstendem Verlangen.

Doch, weiß Gott, ich gäbe meine Ruh,
Und mit tausend Schmerzen wollt ichs büßen,
Dürft ich einmal selig nur wie du
Lebensrausch von lieben Lippen küssen!

3.

Und führte dich dein heißes Herz
Den dunklen Weg durch Schuld und Fehle,
Verklärend wusch der große Schmerz
Dir alle Flecken aus der Seele.

Und war nur Liebe dein Altar, —
Wer mag den Stab darüber brechen?
Wenn deine Liebe Sünde war,
Will ich die Sünde heilig sprechen!

Schicksal.

Ich bin von denen, die da einsam sind, —
Sie schreiten fremd durch Menschenlärm und Lachen,
Um ihren Blick, den ernsten, ewig wachen,
Kein Tröster Traum die weichen Schleier spinnt.

Sie fassen zitternd wohl nach warmer Hand,
Sie mögen glühend liebste Lippen küssen,
Um tiefer nur zu kennen und zu wissen
Das strenge Los, das sie im Schatten bannt.

Sie rufen, wie verlaßne Kinder bang,
Und horchen in des Lebens wirres Rauschen,
Bis sie verlernt, zu warten und zu lauschen
Auf der Erlösung selgen Antwortklang.

Nur manchmal brichts noch wie ein weher Schrei
Aus ihrer Nächte tiefgeheimster Stille:
Wann darf ich, Gott, vergehn in deiner Fülle,
Daß meiner Qual ein Ziel und Ende sei?

Letzte Klänge.

Wenn sich mein Haupt aufs Sterbekissen legt,
Wenn nach dem Ufer, nach dem heilgen blauen,
Mich still der Ewigkeiten Woge trägt,
Ich weiß, ich werde sehnend rückwärts schauen.

Ich werde mit des dunklen Stromes Macht
Mit meinen letzten müden Kräften ringen,
Und leise, leise durch die große Nacht
Wird noch ein windverwehtes Lied mir klingen,

Ein Lied von jenem armen Erdenstrand,
Aus jenem hinter mir versunknen Leben,
Das meiner ausgestreckten Bettlerhand
Sein Bestes, Höchstes nie gegeben!

Ein letztes Mal.

Ich wußt es nicht. Ich lachte eurer Klage.
Mein junges Leben war so froh und voll,
Mir war, als ob die Schale meiner Tage
Von immer neuem Reichtum überquoll.

Doch das Geschenk der einen Stundenwelle
Verspült der nächsten Stunde Wellenschlag,
Nicht grüß ich hoffend mehr auf meiner Schwelle, —
Ich warte bang auf jeden neuen Tag!

Und über meine Schulter schaut der Schemen,
Der meines Morgens junge Frische stahl, —
Ich weiß es: jeder Blick ist Abschiednehmen,
Und jeder Abend ist ein letztes Mal . . . .

Schwarzer Marmor.

Sieh, auch der Schmerz ist unermeßlich reich!
Und keinen möcht ich missen und vergessen
Der Schmerzenstage, die mein Fuß durchmessen.
Sie waren schwarzen Marmorstufen gleich.
Stumm bin ich über sie hinweggeschritten,
Hoch türmten sich die Stufen, Stein auf Stein,
Und meine Tränen, die mir niederglitten,
Verlöschten immer vor den müden Schritten
Des dunklen Marmors edlen Spiegelschein.

Heut aber weiß ich, da ich rückwärts sehe:
Der Zug der Stufen führte mich zur Höhe!
Mir will das Herz in ernstem Dank sich weiten,
Und auf der schwarzen Marmorstufen Glanz
Werf ich als Opfer vor dem Weiterschreiten
Noch einen vollen roten Rosenkranz!

Trost.

Und wuchs dir aus dem Weh der Wunden,
Die mitleidlos der Tag dir schlug,
Nur eine jener Siegerstunden,
Die dich, ob tausendfach gebunden,
Doch über alle Kerker trug, —
Bei Gott, so hast du Trost genug!
Und auf die Frage, die der Schmerz dich frug,
Hast du die große Antwort schon gefunden!

Mitleid.

Der du die Lose lenkst in Glück und Leid,
Zu dem ich schrie um tausend Gnadenspenden, —
Du gabst mir eins, und gabst mit vollen Händen:
Den großen Schmerz der Lebenseinsamkeit!

Und seit mein Aug in seine Tiefen sah,
Den dunklen Schoß und Brunnen aller Schmerzen,
Ist keine Träne fremd in meinem Herzen,
Und alle Sehnsucht mir vertraut und nah.

Ich weiß von Augen, die im Mittagsstrahl
Von wildverweinten Nächten heimlich brennen,
Von grauen Tagen, die das Licht nicht kennen,
Von irrer Wünsche friedeloser Qual.

Den Sturm des Lebens seh ich und den Tod,
Ich kenne der Entsagung müdes Schweigen, —
Und was ich weiß und sehe, wird mein eigen,
Und meine Stirne beugt der Menschheit Not!

Durch alle Straßen möcht ich rufend gehn
Und Schwesterarme jedem Schmerze breiten,
Ich möchte hell in alle Dunkelheiten
Die Lichter meiner großen Liebe sän.

Ich schaue tief in alles Leidens Sinn,
Denn sein Geheimnis ward auch mir verliehen, —
Und wie ein Kleinod nehm ich auf den Knieen
Die Last und Gnade meines Schmerzes hin!

Leben.

Bitte.

Rühr nicht mit rauhen Händen
Mir meine Seele an,
Sonst muß in Leiden enden,
Was sonnenfroh begann!

Ich habe dir gegeben,
Was ich zu schenken hab,
In all mein Blühn und Leben
Sah tief dein Blick hinab.

Du hast aus Traum und Tränen
Mir manchen Keim geweckt,
Der nun in scheuem Sehnen
Sich auf zum Lichte reckt.

Ich fühl es wachsend walten,
Ein Wunder, tief im Grund,
Das will sich einst entfalten
In heilger Blütestund.

Und soll Erfüllung enden,
Was Hoffnung einst begann, —
O rühr mit leisen Händen
Nur meine Seele an!

Nein!

Sieh mich nicht immer so an
Mit den seltsam zwingenden Blicken;
Toll hämmert mein Herzschlag dann,
Als müßt ich ersticken!

Sprich mir nicht immer so leis
Mit dem heimlich spottenden Lachen,
Mein Herz ist noch jung und heiß,
Ich fürchte sein jähes Erwachen!

Brennt doch und siedet mein Blut,
Wenn dein Hauch mich streift an der Wange,
Wie ist mir so schwer zu Mut, —
Ach Gott, wie so bange!

Schicksalswende.

Das faß ich nicht, wie ihr so ruhvoll lebt,
Und euch kein Ahnen sagt, wie schwer ich leide,
Und wie auf eines Messers schmaler Schneide
Mein armes pfadverirrtes Schicksal schwebt!

Uns schirmt der einen alten Heimat Dach,
Zu einem Tische heben wir die Hände,
Und ist doch heut an meiner Wege Wende
Nicht Mutteraug noch Vatersorge wach!

Träume.

So tolle Träume hab ich nie gekannt,
Wie sie mir nachts jetzt in die Kammer schleichen, —
Du, du bists immer —, selig, Hand in Hand
Ziehn wir des Wegs in goldnen Sonnenreichen.

Jäh wach ich auf, wenn grau der Morgen scheint,
Und nächtge Regen in den Blättern tropfen,
Die Sinne wirr, die Augen heißgeweint,
Und siedend fühl ich alle Pulse klopfen.

Dann kommt der Tag. — Mit müden Schritten, still,
Geh ich durch langer leerer Stunden Gleiten
Und warte, warte, bis es dämmern will
Und traumschwer sich der Mainacht Flügel breiten!

Erfüllung.

Der Bann gelöst, das süße Wort gesprochen,
Und meiner Nächte heißer Traum erfüllt,
Und nach der stummen Qual durchkämpfter Wochen
Ist meine Seele tief und froh gestillt.

So selig kann kein zweiter Tag mir blauen,
Voll lauter Schönheit zog er mir vorbei,
So schattenlos wie deine hellen Brauen,
Und wie dein Lachen lebensfrisch und frei.

Und ob ein Sommer leuchtend mir erwachen
Und mich mit Rosen überschütten mag, —
Du mit dem glückverwöhnten Knabenlachen
Bleibst doch mein erster süßer Frühlingstag!

Frühlingsgewitter.

In der blühenden Kirschen weißen silbernen Schein
Flammen des ersten Wetters rote Feuer hinein, —
Frühling, süßer Verschwender, lächelnd aus einem Born
Streust du Blüten und Blitze, Seligkeit und Zorn!

Frühling, süßer Verschwender, segnest du mich nicht heut
Auch mit Wettern und Wonnen, Zorn und Seligkeit?
Aber mit lachenden Augen seh ich die Blitze gehn,
Weil meines Lebens Gärten alle in Blüte stehn!

Wunder.

Noch immer will mein Aug sich schließen,
Und meine Stirne jäh erglüht,
Gedenk ich, wie zu deinen Füßen
Mein scheuer Mädchenstolz gekniet!

Und dennoch läßts in Glück mich beben,
Daß einmal doch mir selig bang
Ein starkes heiliges Erleben
Das Haupt zum Staube niederzwang!

Und sieh, mein Stolz darf nicht erröten:
Er kniete nicht nur deinem Bild, —
Dem ewgen Wunder galt mein Beten,
Das jene Stunde mir enthüllt!

Tod.

Und träte heut der Tod zu mir daher,
Ich glaub, er machte mir das Herz nicht schwer!

In eines stillen Abends Dämmergraun
Müßt er mir leise in die Türe schaun,

Ich hört ihn wohl, doch säh ich mich nicht um. —
Und zög er mich in seine Arme stumm,

Dann schlöß ich süß erlöst die Augen zu
Und dächte lächelnd: Liebster, das bist du . . . .

Seufzer.

Daß nun von jedem Schlehdornstrauch
Des Frühlings weißer Wimpel grüßt,
Daß schon der Wind mit weichem Hauch
Das seidne Blatt der Buche küßt,
Daß schon die Saat in Halmen weht,
Daß alle Schönheit aufersteht, —
Und du nicht bei mir bist!

Flatterrosen.

Wenn einst meine welken Kränze im Sommerwinde wehn,
Ihr sollt keine weißen Lilien auf meinen Hügel sän!

Lilien müssen blühen auf eines Mädchens Grab,
Das seine junge Seele noch keinem Liebsten gab!

Pflanzt rote Flatterrosen für mich im Friedhofsgrund, —
So rot wie ihre Blüten war meines Liebsten Mund!

Die sollen allsommers wieder in vollen Knospen stehn,
Und blühn drei lachende Tage und dann im Wind verwehn!

Nicht wert!

Du bist der Tränen nicht wert, ich weiß,
Und der langen durchwachten Nächte,
Und der blühenden Träume purpurheiß,
Damit ich dein Bild umflechte!

Meine Sehnsucht irrte verwaist und arm,
Da bist du ihr begegnet,
Dein Auge war hell, dein Gruß war warm, —
Ich habe die Stunde gesegnet!

Ich segne die Stunde heute noch
In traumhaft törichtem Wähnen,
Und weiß in schluchzender Seele doch:
Du bist nicht wert der Tränen!

Du weißt nicht . . .

Du weißt nicht, was du mir getan!
Dir wars nur eine flüchtge Stunde, —
Mich riß es jäh aus stiller Bahn
Und schlug mir brennend tiefe Wunde.

Und steh ich vor den Menschen auch
Erhobnen Hauptes, rein von Fehle, —
Mir wäscht kein Tau, kein Himmelshauch
Den dunklen Fleck mehr aus der Seele!

Klarheit.

Weiß Gott, ich habe dir vertraut
Zu froh, zu tief, zu gläubig fast,
Und meiner jungen Seele graut,
Wie du in ihr gelesen hast!

Es war ein Reichtum königlich,
Den lächelnd ich gegeben hab,
Du nahmst ihn hin, — nie frug ich dich,
Wieviel dein Herz mir wiedergab!

Nun aber geht mir hart und klar
Ein herb Erkennen durch den Sinn:
Was meiner Seele heilig war,
Ich warf es Wind und Wellen hin!

Qual.

Das quält mich, daß ich nicht weinen kann, —
Ich weiß, sie sähens am Aug mir an,
Ich weiß, sie würden verwundert stehn:
Was tut dir weh? Was ist dir geschehn?

Mir graut vor Fragen und grellem Licht, —
Sie sehn mich lachen und wissens nicht,
Daß mir das Auge so fiebernd scheint
Von tausend Tränen, die's nicht geweint!

Ich danke dir.

Ich danke dir! Aus Bitterkeit und Gram
Ringt sich ein freies heiliges Vergeben:
Griff deine Hand auch achtlos in mein Leben,
Ich weiß es heut: mehr gab sie, als sie nahm!

Verträumte Tage hast du mir geschenkt
Voll einer fremden heimlich wehen Wonne,
Von lauter Segen, Seligkeit und Sonne
War meine Schale bis zum Rand getränkt!

Und grauts nun herbstlich um die Pfade mir, —
Es reiften doch in dieses Sommers Lichte
Mir meines Lebens reichste goldne Früchte,
Und meine Seele spricht: ich danke dir!

Das Höchste.

Nicht dank ich, Liebster, dir das Glück allein, —
Süß war und heilig jenes Tages Gabe,
Doch heilger soll der große Schmerz mir sein,
Den ich aus deiner Hand genommen habe!

Dem Rausch der Freude, der uns hold getränkt,
Mag keine wehe Sehnsucht Dauer geben, —
Was uns der Schmerz an ernsten Gnaden schenkt,
Wird ewig eins mit unserm tiefsten Leben!

Was bleibt.

Nun laß nicht Blick noch Wort mehr zeigen,
Was wir uns schenkten, ich und du!
Wir decken vor uns selbst mit Schweigen
Die eine süße Stunde zu.

Auch meiner Sehnsucht Flammen sanken,
Der ahnungsbange Zauber brach,
Nur meines Herzens tiefes Danken
Geht stumm noch deinen Wegen nach.

Und nur noch zwischen unsern Seelen
Wird leis, wie Sommerwinde wehn
Von dieses Tages Traum erzählen
Ein zartes schweigendes Verstehn!

Kinderheimat.

Meine Kinderheimat liegt so weit,
Liegt in einem andern stillern Leben,
Meiner Seele ruheloses Streben
Suchte neuer Ziele Glück und Leid.

Wo mein Mädchenfuß im Tanz einst flog,
Lockt mich heute keiner Geige Rufen,
Längst vergaß ich des Altares Stufen,
Wo ich betend einst die Kniee bog!

Fremd ist euch, was meine Seele spricht,
Die ihr einst mein Kinderwort gedeutet,
Hände, die den ersten Schritt geleitet,
Wissen meine neuen Wege nicht. —

Neue Wege, ach, noch steil und weit!
Und im Wandern ist es mir, als riefen
Hinter mir aus fernen, grünen Tiefen
Liebe Stimmen meiner Kinderzeit. . . .

Herbst.

Nun brennst du blasser, süße Sonnenflamme,
In Duft und Nebel ist der Wald getaucht,
Verflatternd sinkt ein Blatt am Buchenstamme,
Vom nahen Herbst schon gilbend überhaucht.

Mein Herz, wie seltsam dieser welke Friede
Zu deiner Liebe armem Lose stimmt,
Die, aller Glut und aller Kämpfe müde,
Im sanften Gleichmaß stiller Tage schwimmt,

Die ohne Wunsch in lächelndem Ermatten
Auf der Erinnerung holden Pfaden säumt
Und selbst nicht weiß, ob sie dem tiefsten Schatten,
Ob sie dem neuen Licht entgegenträumt.

Ave.

Ich fand ein schmales Buch auf fremdem Tisch,
Ein Buch, das ich vor Jahren selbst geschrieben
Und selbst gelebt. Es brauste heiß und frisch
Ein junger Schmerz darin, ein irres Lieben.

Und wie ich blätternd durch die Seiten sah
Und nachsann jenen Lenzgewittertagen,
Fand ich ein blasses Zeichen hier und da
Von fremder Hand bedeutsam eingetragen.

Und wo ein wilder Vers im Buche stand,
Der glühend sprach von einst verweinten Nächten,
Da lag ein halbverblichen Bild im Band,
Ein lieber Mädchenkopf in hellen Flechten.

Ich schloß das Buch mit leisen Händen zu,
Und alle Saiten meiner Seele klangen:
Gruß dir, mein fremder Schmerzensbruder du,
Der meines Lebens Kreuzweg nachgegangen!

Zukunft.

Mich brennt ein Wunsch: durch Städte hinzuschreiten,
Wo fremd die Häuser an den Straßen stehn,
Und wo die Schatten meiner toten Zeiten
Mir nie begegnen oder mich geleiten
Und dunkel fragend mir ins Auge sehn.

Dort müßten neuer Lieder Laute schwellen,
Wie sie die Jugend und der Morgen singt,
Ach, Lieder, die wie frische Brunnen quellen,
Auf deren klaren kühlen Wohllautwellen
Nicht altes Leid und alte Liebe schwingt!

Und Tage müßten mir in leichten Tänzen
Vom Himmel schneien, weiß und unberührt,
Und müßten vor mir liegen ohne Grenzen,
Wie frischverschneites Land, durch dessen Glanzen
Noch keines Fußes Spur feldüber führt.

Ich aber ließe meine Sehnsucht steuern
Nach neuen Zielen, die auf Bergen stehen, —
Die Wege hinter mir in Nebelschleiern,
Und vor mir müßte nur in Frührotfeuern
Der Gott der ewig jungen Zukunft gehn!

Dem Tode.

Und wenn dich heute die eherne Stimme ruft:
Steh auf und gürte dich! Hörst du die Stunde schlagen?
Flügel des Todes rauschen in hoher Luft!
Seele, was wirst du dem ernsten Engel sagen?"

Und wenn mich heute die eherne Stimme ruft,
Knieen werd ich und meine Hände erheben:
Rosen der Erde haben wohl süßen Duft,
Rosen genug hat mir die Erde gegeben!

Aber ich habe Saaten ins Land gesät,
Keime, die kaum erst durstige Wurzeln senken,
Wer soll sie schneiden, wenn es zum Herbste geht?
Ernten erst muß ich, und meine Ernten verschenken!

Ernten der Liebe, in Feuern des Leides gereift,
Nicht dem Tode zu eigen, sie reiften dem Leben!
Hebe den Fittich, der mir die Stirne schon streift,
Hemme die Hand, ich habe zu viel noch zu geben!

Wie ich noch nie um Gnaden des Glücks geschrien,
Fleh ich zu dir, mir die Gnade der Garben zu gönnen,
Tief noch im Schlummer, tief unter Scholle und Grün
Müßte die unverschwendete Fülle mich brennen!

Höre mein Flehen, Hoher im schwarzen Gewand, —
Rauscht nicht ein Flügel, flieht nicht ein Schatten feldüber?
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Sieh, und ich weiß, der Rufer aus dunklem Land
Ist ein Engel der Gnade und geht mir vorüber!

Gott.

Der Tag hing grau in Wolken und war doch schwül und schwer,
Die blauen Blitze flammten nachts über die Gärten her,
Das Korn stand reif im Felde, und goldner war es nie,
Ich bog dem Gott der Liebe mit Zittern meine Knie.

Die Sommernelken blühten und brannten purpurrot, —
Die ich mir damals pflückte, sind nun verdorrt und tot,
Der Gott, vor dem ich kniete, er schritt an mir vorbei,
Ihm nach durch graue Leere ging meiner Sehnsucht Schrei.

In gelbe Lindenwipfel stößt nun der nasse Wind,
Ich gehe stille Wege, die menschenferne sind.
Die Stirne, die ich senkte in Tränen und in Traum,
Streift wieder eines Gottes dunkler Mantelsaum.

Und zwischen letzten Garben, die goldner Herbst beschert,
Im Dampf gepflügter Scholle, die junger Saat begehrt,
Das strenge Haupt erhoben in frischer Winde Wehn
Seh ich mit starken Füßen den Gott der Arbeit gehn!

Der du gebietend schreitest durch Sichelklang und Saat, —
Sich mühen heißt dir beten, und Andacht ist die Tat!
Im Werke meiner Hände hör meiner Sehnsucht Schrei:
Du Gott, zu dem ich bete, — Herr, geh mir nicht vorbei!

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Balladen

Die Nonne 3
Hertje von Horsbüll . . 7
Die Jungfer von Haarlem . 9
Okko ten Broke 17
Das Wiegenlied 22
Der Seefahrer 32
Hinter den Dünen . . . 38
Des Schiffers Brief . . . 43
Letzte Ernte 46
Chronik 48
Die Tulipan 54
Geusenbotschaft 61
Der Welfensteiner Ausritt . 64
Judith von Kemnade . . 68
Das Schweißtuch der Veronika 72
Eva von Trott 77
Des Braunschweigers Ende 80
Der Wolf der Dürings . . 82

Seite

Lady Lindsays Page . . . 88
Wilde Jagd. 93
Noachs Urteil 98

Mutter Erde

Mutter Erde 105
Ostern 106
Knabe Frühling 107
Mein Garten 108
Ahnung 113
Hochsommer 115
Wetter 116
Stimmen im Korn . . . 117
Doppelklang 119
Geschlossener Friedhof . . 120
Braune Erde 123
Einem Toten 124
Herbstgang 125
Oktobertag 126

	Seite
Die Wasser	127
Einst	128

Aus Einsamkeiten

Kronen	131
Reife	133
Stille Tage	135
Ich weiß, es wird so kommen	136
Schwesterseele	138
Schicksal	141
Letzte Klänge	142
Ein letztes Mal	143
Schwarzer Marmor	144
Trost	145
Mitleid	146

Leben

	Seite
Bitte	151
Nein!	153
Schicksalswende	154
Träume	155
Erfüllung	156
Frühlingsgewitter	157
Wunder	158
Tod	159
Seufzer	160
Flatterrosen	161
Nicht wert	162
Du weißt nicht	163
Klarheit	164
Qual	165
Ich danke dir	166
Das Höchste	167
Was bleibt	168
Kinderheimat	169
Herbst	170
Ave	171
Zukunft	172
Dem Tode	174
Gott	176

Hamburger Fremdenblatt: Neben dem glänzenden Stil, der ausgezeichneten Charakterschilderung und der spannenden Handlung ist es vor allem die souveräne Beherrschung des historischen Stoffes, die der Geschichtskundige bewundern muß. Die Verfasserin hat offensichtlich umfangreiche historische und kulturhistorische Studien gemacht, ehe sie an das Schreiben ihres Buches herangegangen ist. So wuchs er denn weit über die Grenzen eines Unterhaltungsromans hinaus zu einem Werk von hohem kulturgeschichtlichen Wert.

Moskauer Deutsche Zeitung: Die Darstellung ist überreich an mächtigen dramatischen Momenten, die prachtvoll herausgearbeitet sind — knapp und eindringlich ohne die sonst in Frauenromanen so häufige Redseligkeit und Gefühlsduselei. Lulu v. Strauß' „Lucifer" ist ein Buch, das keiner, der sich ernsthaft für die neuere deutsche Literatur interessiert, unbeachtet lassen dürfte.

Wiener Zeitung: Dieser Roman ist das Werk einer Dichterin, deren Name vielleicht in kurzem neben denen unserer ersten Erzähler genannt werden wird. Ganz prächtig in seiner Komposition, von tiefer innerer Bewegtheit der Vorgänge, entwickelt er aus der Enge des Klosterlebens heraus ein Stück tiefes, ergreifendes Leben. Mit sicherer Hand weiß die Dichterin ihre Gestalten zu zeichnen mit einer breiten Manier, fast an Thomasche Holzschnitte gemahnend, reich im Detail und doch ohne ängstlich ausmalende Kleinkunst. Es ist etwas von der Art Gottfried Kellers in ihrem Schildern, etwas von der herben Gedrungenheit Konrad Ferdinand Meyers in ihrem Gestalten. Eine durchaus künstlerische Knappheit des Stils, der kräftig und markig und doch wieder häufig von einer milden sinnigen Art ist. Die Geschichte dieses Herrensohnes Buko, der wider Willen in ein Kloster gesteckt wird, seine heiße Liebe, sein dumpfer Trotz, die Qual, die über ihn hereinbricht, die sein Gemüt versteint, die ihn abwendig macht von der Kirche, so daß er, der zu heiligem Wandel bestimmt war, schließlich als Ketzer am Pfahl endet, alles dies ist von der Dichterin mit einer tief verinnerlichten Kunst gezeichnet und entwickelt worden. Lulu von Strauß vereint Erfindung mit Gestaltungskraft, und der tiefe, dunkle, trotzig-herbe und doch gefühlsgesättigte Ton ihrer Schilderung verrät durchaus keine weibliche Hand. Sie hat wahre Empfindung, verliert sich nicht in Sentimentalität, ihre Liebesschilderungen sind von edler, milder Reife und ohne feminine Süßlichkeit. Ein starkes, selbst kühnes Gestalten zwingt den Stoff und führt lebenswahre, warmblütige Menschen durch bewegte und ergreifende Geschicke. Daß dieses Buch durchaus spannend ist, ohne jemals äußerlich zu werden, daß seine Vorgänge fesseln, ohne auch nur einen Zug billiger Effekthascherei aufzuweisen, daß man es von der Hand legt, nicht minder bewegt von seinem Inhalte als von der poetischen Tiefe seiner Form, das ist das beste Lob, das man einem Roman spenden kann und das man in dem einen Satze zusammenfassen könnte: er ist das Werk einer Dichterin! Und als solche sei Lulu von Strauß in der Reihe der neueren deutschen Erzähler herzlich begrüßt.

Der Hof am Brink
Das Meerminneke

Zwei Geschichten von

Lulu von Strauß und Torney

Preis geheftet Mark 3.50; gebunden Mark 5.—

Aus den Besprechungen

Berliner Tageblatt: Die erste Gabe, zwei mittelalterliche Geschichten der tüchtigen niedersächsischen Erzählerin Lulu von Strauß und Torney, ist nun erfreulicherweise gleich eine der willkommensten; denn Kraft ist immer etwas Gutes. Davon steckt in diesem Buche ein reichlich Teil.

Der Kunstwart: Eine sehr wirkungsvolle Erzählung in ihrem Gemisch von grausigem Ernst und barockem Humor.

Die Grenzboten: Ein Talent historischer Novellenkunst, wie wir es selten haben.

Die Hilfe: Und hier ist das in Vollkommenheit erreicht, was das letzte Ziel aller künstlerischen Arbeit bildet: daß Form und Inhalt sich decken. Eine ungemein konkrete Sprache, das einzelne, der einzelne besonders gestaltet, Temperament in der Führung der Fabel, keine Sentimentalität, kein Ausruhen bei psychologischen Ergüssen: das ganze gleich einer starken, packenden Ballade.

Die Post: Ein starkes Talent, das sich immer mehr durchsetzt, ist Lulu von Strauß und Torney. In ihrem neuen Werke, das die beiden Geschichten: „Der Hof am Brink" und „Das Meerminneke" vereinigt, führt sie den Leser ins Mittelalter zurück. (Folgt Inhalt.) Lulu von Strauß und Torney ist eine der wenigen Dichterinnen, die sich an solche Vorwürfe wagen dürfen. Ihre kraftvolle, markige Sprache verstärkt noch den Eindruck, den die Ereignisse schon an und für sich auf den Leser machen.

Frankfurter Zeitung: Das schöne Buch kann sehr empfohlen werden.

Hamburger Nachrichten: Ein fast Shakespearischer Humor liegt über mancher Szene; die kraftvolle markige Sprache reißt zur Bewunderung hin. Beide Novellen sind starke Kunstwerke, die sich die ihnen gebührende Aufmerksamkeit sicher erzwingen werden.

Münchener Neueste Nachrichten: Historischen Erzählungen ist das geschichtliche Mäntelchen nur allzu oft bloß lose umgehängt, ohne daß ein zwingender Zusammenhang mit den inneren Vorgängen sich gestaltet. Es kommt selten vor, daß zwei Geschichten so kernig und so kräftig aus ihrer Zeit herauswachsen, so durchaus wurzelecht sind, wie die vorliegenden. Es gehört ein tüchtiges Stück Arbeit und ein feines Gefühl dazu, um in solch verklungenen Zeiten so wahrhaft heimisch zu werden, daß alles, was aus dem — Studium hervorgeht, vom Duft dieser versunkenen Jahrhunderte erfüllt ist. Das „Meerminneke" ist ein holländisches Reformationszeitbild voll warmherziger Natürlichkeit, Anmut und Frische. Es hebt sich mit seinem liebenswürdigen Humor freundlich von dem düsteren Geschehen verzweifelter Not der ersten Novelle ab. Beide Geschichten aber zeigen Kinder ihrer Zeit, dort emporgehoben, hier zermalmt vom Strom der Ereignisse, die in ihren großen elementaren Wirkungen Kämpfer und Helden hervorbringen.

Neue Hamburger Zeitung: . . . . . . das alles ist so prächtig herausgebracht, so voll dramatischen Lebens, daß man nur wünschen kann, das Buch möge in viele Hände kommen und manche Stunde künstlerischen Genusses gewähren.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: Ein tiefer künstlerischer Ernst hat in diesen Novellen den lebendigen Kulturgehalt zweier weltgeschichtlicher Epochen in lebendiger Gestalt uns überliefert. Unabhängig von den jeweiligen Strömungen und literarischen Moden darf uns dies Buch als dauerndes Besitztum gelten.

Schlesische Zeitung: In verhältnismäßig engem Rahmen schafft Lulu von Strauß und Torney ein vollendetes Zeit- und Kulturbild, in dem die religiösen und gesellschaftlichen Gegensätze gleich sorgfältig behandelt sind.

Weimarische Zeitung: Wir sagen nicht zuviel, wenn wir erklären, daß es zwei bedeutende und prachtvoll geschriebene Geschichten sind, die uns in ihrem neuesten Novellenbande Lulu von Strauß und Torney erzählt. (Folgt Inhaltsangabe.)

---

zu erinnern. Dem Roman „Ihres Vaters Tochter“ jedoch ist im höchsten Maße aufgeprägt, was Goethe als „das ewig Weibliche“ definierte. In gutem Sinne. Es bedeutet die empfangende negative Natur im Weltall, im Menschen die Hingebung, die Gläubigkeit, das Bedürfnis sich anzulehnen, aufzuschauen. Echt weibliche Menschen sind nicht das Holz, woraus das Schicksal die großen Einsamen, die auf sich selbst Beruhenden, schnitzt. Alles in „Ihres Vaters Tochter“ atmet weibliches Empfinden, weibliche Anschauungsweise, feinsinniges Denken und etwas sensitives Zurückbeben vor den Wirklichkeiten des Lebens. Ebenso das Problem, das der Roman entwickelt und löst: Wird Agnes Weddigen, die vor den Manen ihres Vaters kniet, es ertragen lernen, das Bild dieses Vaters ohne den goldenen Schleier der Illusion anzuschauen? Wird Agnes Weddigen den Mann finden, an den sie glauben kann? Die Heldin gehört nämlich zu jenen Typen, die immer irgendwo knieen und opfern müssen: zertrümmert ihnen die Altäre, und ihr treibt sie zum Selbstmord. Auch Agnes Weddigen, nachdem ihr der erste Liebestraum zerronnen, da sie nicht mehr opfern darf, wo sie möchte, empfindet Grauen vor der Öde ihres Daseins und sinnt nach der Art seelischer Feiglinge, sich aus der Welt zu schleichen. In der letzten Stunde wird sie durch ein Paar Kinderhände, eine bittende Kinderstimme zurückgehalten; aufs neue entsteht ihr ein Idol, das sie lieben, dem sie opfern kann. Schließlich lernt sie durch das Kind den Vater lieben und diese feine, zarte schwankende Seele findet ihren Hafen. Es ist L. v. Strauß-Torney gut gelungen, das Leichtverletzbare, Unsichere, Idealbedürftige und Sehnsuchtsvolle dieser Mädchennatur zu malen, das Schattenspiel wechselnder Stimmungen, widerspruchsvoller Gedanken in diesem Gehirn wiederzugeben, dem all der ganze Bildungsapparat, all der gut geschulte Intellekt gar nichts nützt, sobald es sich um Gefühle handelt. Auch die anderen Menschen des Buches muten uns an wie Wirklichkeit, Lotte Gelsa, die selbstsichere, frohe, kecke Künstlernatur, Tilla, die kalte Patrizierstochter, die Menschenwert nach dem Geldsäck mißt, Georg, der feinsinnige Denker, den das Muß in den Offiziersrock zwang, und Bernhardi, der starke, gesunde, lebensfrohe Mensch. Wirklichkeit vorzutäuschen, ist ja das Ziel der Kunst; L. v. Strauß ist es gelungen, das, was sie als Wirklichkeit empfand, auch andern als solche nahe zu bringen.

Die Propyläen: (Inhalt.) Den Segen der Sünde könnte man diesen Schicksalsinhalt nennen. Den Segen, der aus jeder Verirrung sprießt, die überwunden wird. Es ist der Fluch der Reinheit, eng und hart zu denken; wer nie schuldig wird, kann nie ganz verstehen, da wir nun keine Heilandherzen haben; aber das liebe Leben nimmt uns die Härte, indem es uns Irrwege führt.

Lulu von Strauß und Torney hat in diesem Buch Tiefes und Eigenes zu geben und findet den rechten Klang für das, was ihr Herz bewegt, kräftig und zart und sprühend.

Neue Hamburger Zeitung: Die Erbin der Droste-Hülshoff, wie jemand — ich weiß nicht mehr wer — die hochbegabte Verfasserin der

„Balladen und Lieder“ aus dem Jahre 1902 genannt hat, schenkt uns mit dem vorliegenden Buche ihre erste umfassende Lebensdarstellung, ihren ersten großen Roman. In der bei Frauen so beliebten, bequemen und doch auch wieder in mancher Hinsicht schwersten aller Erzähltechniken, in Tagebuch- und Briefform, beides in buntem Wechsel, ist er ausgeführt. Wir schauen tief hinein in das leidenschaftliche Herz eines eigenartigen, reizenden Weibes, das vom Aburteilen zum Verstehen und von da zum Verzeihen geführt wird. Das Leben ist stärker als alle vorgefaßten Meinungen, als alle Sittlichkeitstheorieen. Von der Starrheit zur Weichheit, von der Enge zur Weite wird Agnes Weddigen geführt. (Ausführliche Inhaltsangabe.) Man kann der Handlungsführung des Romans Vorwürfe machen, kann manches schematisch finden in der Gegenüberstellung, die Episode im Leben Agnes', die den Namen Georg trägt, ist stark konventionell, der Ausklang, der Bund mit dem Jugendfreunde stark zurechtgemacht; gewiß! Und doch, was besagt das alles gegenüber der großen Künstlerschaft, die das Buch Seite für Seite, Satz für Satz bezeugt. Das sind Bagatellen, die der hoch veranschlagen mag, der auf das große Regelbuch mehr gibt als ich. Ich halte mich daran, daß das Herz mir schlug, die Pulse flogen, der Atem stockte, während ich das Buch las, daß ich es tiefbewegt fortlegte, daß ein beseligender Nachklang geblieben ist für alle Zeiten. Das macht: Lulu von Strauß-Torney ist eine Könnerin, eine große. Ich würde verlegen werden, wenn ich unter ihren Kolleginnen von der Feder eine nennen sollte, deren Name bei mir gleich guten Klang hat.

Allgemeine Zeitung (München): Ein feines Buch. Wir haben darin unsere oft ausgesprochene Ansicht bestätigt gefunden, daß der Dichter seine Gestalten nur selbst deutlich vor sich sehen muß, um sie dem Leser ohne alle Behelfe von Beschreibung lebendig zur Anschauung zu bringen. Die Brief- und Tagebuchform, in der wir den Inhalt dieses Buches kennen lernen, verleiht ihm intimen persönlichen Charakter. In den erregten, leidenschaftsdurchzitterten Briefen gewinnen wir sogar den Eindruck des ganz Echten, Durchlebten, während die Tagebuchaufzeichnungen vielleicht gar zu schön geschrieben sind, als daß sie den Eindruck voller Natürlichkeit machen könnten. Es ist aber immerhin kein schlimmer Tadel, wenn man einem Buch nichts Ärgeres nachsagen kann, als daß seine Sprache eine zu schöne und gewählte ist. Das Problem ist gut gestellt und mit großer Folgerichtigkeit durchgeführt. Wir begreifen die tiefe Erschütterung der Heldin, da sie, die Papiere ihres plötzlich gestorbenen Vaters ordnend, daraus erfährt, daß der schwärmerisch verehrte Mann ein sündiger Mensch gewesen, daß er um einer niedrigen Leidenschaft willen die Mutter betrogen hat. Wir verstehen auch, wie sie in ihrer herben, harten Jungfräulichkeit den toten Vater erst ganz verliert, die Achtung und Liebe für ihn aus ihrem Herzen reißt. Bis dann die Allgewalt der Liebe über sie kommt und sie, ohne sich ihres Tuns bewußt zu sein, einer anderen den Gatten nehmen will. Erst allmählich nach schweren seelischen Leiden kommt sie zu der Erkenntnis, daß sie, „ihres Vaters Tochter“ gewesen und dann findet sie den Weg zum Leben und zu einem reinen,

ruhigen Glück. Ein armes, krankes Kind, dem sie Helferin, Retterin geworden, führt sie zu sich selbst zurück und da sie die gewaltige Macht der Leidenschaft kennen gelernt hat, lernt sie auch verstehen und verzeihen und findet wieder den Frieden mit dem Andenken des Vaters.

Rheinisch-Westfälische Zeitung: Die westfälische Dichterin Lulu von Strauß und Torney hat ihren beiden Prosawerken „Bauernstolz“ und „Aus Bauerstamm“ ein neues folgen lassen, den Roman „Ihres Vaters Tochter“. Er wird weitere Kreise interessieren als die früheren Werke, von denen er sich in der Form ganz wesentlich unterscheidet. Als ich das Buch aufschlug, dachte ich erschreckt: Was, nur Briefe und Tagebuchblätter?! Als ich aber einige Seiten gelesen hatte, da waren alle meine Bedenken fort. Ich gab mich dem Zauber des Buches hin; ich las mit Interesse und vergaß mehr als einmal, daß ich ein gedrucktes Buch vor mir hatte. So echt ist alles, daß man meint, ein Zufall habe einem diese Briefe und Tagebuchblätter in die Hände gelegt. (Inhalt.) Selbstverständlich können diese Andeutungen keinen Begriff von der Schönheit des Buches, von seinem Reichtum an äußerem und besonders an innerem Geschehen geben. Es ist erfüllt von einem freudigen Lebensbejahen, das über Leid und Tod triumphiert. „Leben! wie eine gute Mutter bist du. Wenn du mit der einen Hand nimmst, so schenkst du mit der anderen etwas Neues, unerwartet Schönes. Unsere Augen werden groß und glücklich erstaunt, wenn sie es anschauen und vergessen die Tränen.“ Das ist so ein Wort aus dem Buche, das an geistvollen, warmherzigen, feinen und schlichten Bemerkungen, die den Leser anregen, erwärmen, erfreuen, ungemein reich ist. Die Landschaftschilderung ist auch in diesem Buche der Dichterin von großer Schönheit, tritt jedoch etwas zurück. Wo sie aber schildernd verweilt, da gelingen ihr Bilder von seltenem Reiz, Gemälde in Worten wie dieses: „Etwas Schönes hab ich da gestern abend gesehen. Es ging ein Mann durch den reifen Roggen und trug eine Sense auf der Schulter. Das Korn war so hoch, daß ich ihn nur bis zur Brust sah. Der ernsthafte, harte, weißhaarige Bauernkopf und die breite, blinkende Sense gingen langsam das Feld entlang, über den Köpfen der reifen Ähren. Mir fiel das alte, naiv feierliche ‚Es ist ein Schnitter, der heißt Tod‘ — dabei ein.“ In diesen und vielen anderen Ausführungen des Buches spürt man etwas von den Verbindungen dieser Dichterin mit unser aller Mutter, von der uralten Verbindung mit der großen, geliebten Mutter Erde, der der Mensch mit aller Kultur und Geistesfreiheit doch nie entwächst, die ihn an diesem einfachsten Band festhält, bis sie ihn selbst wiedernimmt. Ich wünsche dem Roman recht zahlreiche Leser.

Deutsche Warte (Berlin): In Briefen und Tagebuchblättern erzählt Verf. die Geschichte einer Tochter, welche in abgöttischer Liebe ihren Vater verehrt, dann in seinen Aufzeichnungen seine Untreue gegen ihre Mutter erkennt. Statt der Liebe zieht Verachtung ein, welche aber durch die Erzählungen des Freundes des Vaters wieder umgekehrt wird in Mitleid und schließlich herzliche Liebe zum Vater. — Der Wechsel ist in seinen einzelnen Phasen ergreifend

geschildert, und der Leser lauscht gespannt den Herzenstönen, welche die Tochter zu uns redet. Das Buch ist nicht für Kinder und junge Leute geschrieben. Es fordert aufmerksame, reife Leser. Es will nach unserer Auffassung ein falsches, sittliches Urteil, das ohne Überlegung verwirft und verdammt, klären und deuten und ist in dieser Hinsicht wertvoll.

Hamburger Nachrichten: (Inhalt.) Dieser Tatbestand möchte vielleicht alltäglich erscheinen, nichts Neues bringen. Aber bei Lulu von Strauß und Torney ist es auch weniger der tatsächliche Hintergrund, der uns fesseln soll und fesselt, als vielmehr die Ausführung, die Charakteristik der handelnden Personen, die philosophischen und zum eigenen Nachdenken über ungelöste rätselhafte Seelenstimmungen anregenden Gedanken. Neben der Heldin, die infolge heftigster Seelenkämpfe den freiwilligen Tod suchen will, aber durch ein hilfloses, auf sie völlig angewiesenes Kind einem neuen, zufriedenen, mit hohen Aufgaben erfüllten Leben zugeführt wird, fesseln uns besonders der Professor Bernhardi, der Prediger der Lebensschönheit, und der Hauptmann von Berg, der hohe Geist, dem der Uniformrock keine Befriedigung gewährt. Doch selbst die uns unsympathische Frau Tilla weiß uns Lulu von Strauß menschlich näher zu bringen: sie ist der Typus einer ganzen Frauenklasse, das Produkt einer falschen Erziehung, die ihre geistigen Fähigkeiten nicht weckte, sondern ihr nur des Lebens äußere Annehmlichkeiten, Geld, Gesellschaften, Toiletten und Schmuck als wichtig erscheinen ließ. Tilla wie das urwüchsige Fräulein von Gelsa geben Agnes Weddigen eine vortreffliche Folie, diesem zarten, grüblerischen, bald verzweifelnden und doch wieder mutigen Wesen. — Wer Interesse für fein psychologische Schilderungen hat, der nehme „Ihres Vaters Tochter" zur Hand; und wer noch kein Verständnis für das sensitive und sensible Wesen eines geistig seine Mitschwestern überragenden Weibes hat, dem wird es bei der Lektüre aufgehen.

Schlesische Zeitung: Unter den neueren Erscheinungen der Romanliteratur verdient Lulu von Strauß und Torneys Roman „Ihres Vaters Tochter" ernste Beachtung. Obgleich ihm die Verfasserin die äußere Einkleidung in Briefe und Tagebuchblätter gibt, so machen sich doch als besondere Vorzüge des ansprechenden Buches die Straffheit der Komposition und die Gleichmäßigkeit des inneren Aufbaues geltend. In Selbstbekenntnissen entschleiert sich hier eine edle, hochgesinnte Frauenseele, die auch dort, wo sie irrt, doch nur aus dem Übermaß ins Krankhafte gesteigerten Empfindungslebens fehlt. (Inhalt.) Diese kurze Inhaltsangabe zeigt, daß die Handlung an sich einfach ist. Aber durch die fein abgewogene Steigerung, mit der sich die Ereignisse vollziehen, wird der Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung gehalten. Die handelnden Personen sind voll individuellen Lebens, vor allem die Heldin selbst, in deren Wesen Geist und Gemüt, Temperament und Verstand zum harmonischen Ausgleiche kommen. Über dem Ganzen aber liegt ein zarter, undefinierbarer Stimmungsreiz, dem Dufte vergleichbar, der dem Gewande einer vornehmen, schönen Frau entströmt.

---

gefallen kann, werden sie der Dichterin ihre Zustimmung nicht versagen können. Lulu von Strauß und Torney hat sich tief hineingelebt in das Seelenleben der Bauern ihres Landes und das, was sie ergründet, fast unübertrefflich in ihren Geschichten wiedergegeben. Wer etwas wirklich Gutes lesen will, der lese dies Buch.

Berliner Börsen-Courier: Die Verfasserin zeigt sich hier als eine gründliche Kennerin ihres Stoffes, sie hat Leben und Wesen der starrköpfigen Bauern an der Weser eingehend studiert und weiß diesen Menschenschlag mit all seinen Fehlern und Vorzügen, in seinen Schwächen und Leidenschaften fesselnd und charakteristisch zu schildern. Jede der sieben Skizzen, die hier zu einem Bändchen vereinigt sind, ist ein kleines Kunstwerk für sich, jede gibt ungeschminkt, ohne den Versuch einer Beschönigung, die Wirklichkeit, wie sie ist. Das eben stellt diese Dorfgeschichten weit über das Genre der üblichen Dorfliteratur, die zumeist nicht aus dem Leben, sondern aus der Phantasie ihrer Verfasser heraus geboren und durch ihre innere Verlogenheit mit Recht in Verruf geraten ist. Aus den Blättern dieses Buches weht es uns wie würziger Erdduft, wie der Geruch der Scholle entgegen, Kraft und Frische steckt in den anspruchslosen Erzählungen.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung: Diese Geschichten sind meist recht wehmütiger Stimmung, allein echte, rechte Erzählungen aus dem Gebiete der niedersächsischen knorrigen Art, die die Verfasserin in ihren ganzen Tiefen und auch Härten erfaßt hat. Wer ein Verständnis für diese alten urdeutschen Naturen hat, wird von dem Lesen des trefflichen Buches einen dauernden Genuß haben. Der sittliche Ernst, der durch die Seiten zieht, ist packend.

Leipziger Tageblatt: Von allen eben genannten Werken weckt dieses den reinsten unmittelbaren Eindruck. Diese Erzählungen und Skizzen aus dem Leben der Schaumburg-Lippeschen Bauernwelt sind von realistisch-dichterischer Kraft und von einer Schärfe der Beobachtung, wie sie schriftstellernden Frauen nicht häufig zu Gebote steht. Dabei hat sich die Verfasserin ihr weiches und feines Empfinden bewahrt, sie gefällt sich nicht im Kraftmaiertum, sondern strebt überall der Vereinigung des Markigen mit dem Zarten nach. Am besten gelang ihr solche mit der ergreifenden Novelle „Schuld“. Doch auch „Bauernstolz“ und „Um den Hof“ sind prächtige Bilder aus dem Bauernleben.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

